

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

3. JAHRGANG
OKT.-DEZ. 1974



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
HERAUSGEBER: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3
SCHRIFTLLEITUNG: Dr. Bodo Cichy · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/52 77
DRUCK: Druckhaus Robert Kohlhammer · 7022 Leinfelden (bei Stuttgart) · Kohlhammerstr. 1–15

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG erscheint vierteljährlich und wird als Organ der Staatlichen Denkmalpflege an Interessenten unentgeltlich abgegeben. – Postverlagsort: 7000 Stuttgart. – Zuschriften und Anfragen in Sachen der Zeitschrift sind an die oben genannte Adresse der Schriftleitung zu richten. Beim Nachdruck von Text- und Bildteilen sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung (Adresse oben) erforderlich

INHALT

In Sachen Nachrichtenblatt	1
Bodo Cichy · Festsäle Gottes – Sorgenkinder der Denkmalpflege Sicherung, Instandsetzung und Erneuerung barocker Kirchenbauten in den Landkreisen Ostalb und Heidenheim	2
Hermann Schilli · Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, Ortenaukreis	26
Eckart Hannemann · Zum Thema Werbeanlagen Drei Beispiele aus Rottenburg a. N., Kreis Tübingen	31
W. Noeske/H. Krins · Kunstdieb – ein neuer Beruf?	35
Hartmann Reim · Ausgrabungen im römischen Sumelocenna (Rottenburg), Kreis Tübingen	40
Buchbesprechungen	46
Titelbild: Ellwangen/Jagst, evangelische Stadtkirche. Blick über den Mittelteil des Orgelprospekts ins Hauptgewölbe mit dem Fresko „Darstellung der Jungfrau Maria im Tempel“, 1727 gemalt von Chr. Thomas Scheffler aus Freising. Zum Aufsatz B. Cichy: Festsäle Gottes – Sorgenkinder der Denkmalpflege, Seite 2 ff. in diesem Heft	

In Sachen Nachrichtenblatt

Der dritte Jahrgang unseres Nachrichtenblattes schließt mit dem vorliegenden Heft. Grund, wieder einmal zurückzuschauen und sich zu fragen, ob sich all die Mühe und auch der finanzielle Aufwand lohnen, welche die Herausgabe dieser Zeitschrift notwendig mit sich bringt. Es wäre dem Schriftleiter eine Freude, wenn er in allen Dingen ein so uneingeschränktes Ja finden könnte wie auf diese Frage. Der Zuspruch für das Nachrichtenblatt hat sich in keiner Weise verringert, ganz gleich, ob man an das Zuwachsen neuer Bezieher, an die schriftlichen Bekundungen der Anerkennung und Ermunterung oder aber an die angesichts der Finanzlage der Denkmalpflege insbesondere schätzenswerte Bereitschaft vieler unserer Freunde denkt, durch Spenden das Erscheinen des Blattes und die Beibehaltung seiner reichen Bildausstattung sichern zu helfen. Insoweit war 1974 sogar das bisher ergebnisreichste Jahr, ein Anlaß, all den spendefreudigen Lesern gesonderten Dank zu sagen und ihnen zu versichern, das Nachrichtenblatt werde auch künftighin bemüht bleiben, sich in Wort und Bild so zu präsentieren, daß es seinen Freunden zur Freude und der Denkmalpflege unseres Landes womöglich zur Ehre, mindestens aber zum Nutzen gereicht.

Solcher Nutzen ist es ja, den unsere Zeitschrift und ihre Mitarbeiter aus dem kleinen Kreise der Denkmalpfleger unseres Landes lange noch vor der Ehre anstreben, der Nutzen nämlich, den der Gedanke der Denkmalpflege und das Wollen zur Erhaltung des für uns unersetzlichen Kulturgutes aus der Resonanz auf die Nachrichten aus der Denkmalpflege für sich gewinnen können. Und es bleibt zum wiederholten Male zu sagen, daß die Denkmalpfleger bei ihrer Tätigkeit vor Ort immer wie-

der und in einem erfreulicherweise zunehmenden Maße auf ein Verständnis für ihre Anliegen stoßen, das vom Nachrichtenblatt her motiviert wird. Solche Wirkung zu erfahren und zu spüren, ist eigentlich der schönste Lohn, ist auch die beste und am meisten überzeugende Art, die Effektivität der mit dem Blatt verflochtenen Absichten bewiesen zu bekommen. Sie ist schließlich auch Ansporn, auf dem bisher beschrittenen Weg weiterzugehen.

Das Jahr 1975, für dessen Verlauf wir an dieser Stelle allen unseren Lesern und Freunden das erdenklich Beste wünschen, wird dem Nachrichtenblatt ganz gewiß besondere Aufgaben stellen. Wurde 1975 doch zum „Jahr des europäischen Denkmalschutzes“ ausgerufen und uns damit Aufforderung und Anreiz geliefert, die Selbstdarstellung von Denkmalschutz und -pflege in einem womöglich noch verbesserten und eindringlicheren Maße zu versuchen. Manches ist insoweit bereits vorgesehen, ein Sonderheft etwa, das sich mit der Sanierung der Abteikirche in Neresheim, dem spektakulärsten und wahrscheinlich schwierigsten Denkmalpflegeunternehmen in unserem Land während der letzten zehn Jahre, zu beschäftigen und den jetzt auf das zweite Halbjahr 1975 voraussehbaren Abschluß der dortigen Arbeiten zu würdigen hat.

Den nun über 19 000 Beziehern des Nachrichtenblattes und seinen sicher noch viel zahlreicheren Lesern dürfen der Schriftleiter und seine Mitarbeiter abschließend noch einmal für die lebhafteste, teils sogar persönlich vorgetragene Anteilnahme am Geschick des Blattes wie an dem der Denkmalpflege verbindlich danken. B. C.

Spenden zur Förderung des Nachrichtenblattes, die steuerlich abzugfähig sind und für die das Landesdenkmalamt entsprechende Spendenbescheinigungen ausstellt, können in bar oder per Scheck an die Schriftleitung des Nachrichtenblattes gegeben oder an folgende Adresse überwiesen werden:

Regierungskasse Stuttgart, 7 Stuttgart 1
Konten: Postscheckamt Stuttgart Nr. 3
Girokasse Stuttgart Nr. 2020404 (BLZ 600 501 01)
Württ. Bank Stuttgart Nr. 54 633 (BLZ 600 200 30)

Auf dem Überweisungsauftrag muß stets angegeben werden:

Spende Nachrichtenblatt LDA
Kapitel 1433, Titel 28 284

Sicherung, Instandsetzung und Erneuerung barocker Kirchenbauten in den Landkreisen Ostalb und Heidenheim

Man möchte eigentlich glauben, die landläufige Vorstellung von dem, was der Denkmalpfleger mache und wolle, sei heutzutage weit von dem karikierenden Bild des putzklappschwingenden Figuren- und Häuserabstaubers entfernt. Die (nicht nur vereinzelt) Erfahrung indes lehrt, daß Absicht und Ziele der Denkmalpflege oft noch in Richtung auf dieses Bild mißverstanden und das Tun des Denkmalpflegers häufig genug noch zu sehr „an der Oberfläche“ abgelesen und auch gewertet werden.

„Oberfläche“, das meint hier den augenfälligen Schein der vom Denkmalpfleger betreuten Objekte, meint das ansprechende Äußere des erneuerten Fachwerkhäuses, die eindrucksvolle Fassade des renovierten Schlosses oder das Sinnenerlebnis des in seinen Formen und Farben neu aufgeputzten Kirchenraumes. Zwar ist nicht zu leugnen, daß es dem Denkmalpfleger sehr wohl auch um derlei „Oberflächenerlebnisse“ geht und gehen muß, da sie nun einmal ein unabdingbar-wesentlicher Teilaspekt der von ihm zu umsorgenden Denkmale sind. Aber schon das Gebot, insoweit nicht etwa dem eigenen Geschmack und Empfinden zu frönen, sondern vor allem der im Denkmal jeweils angelegten historischen Wirklichkeit verpflichtet zu sein, gibt seinem Tun einen erheblich anderen, über die bloße Oberflächenreinigung weit hinausreichenden und letztthin wissenschaftlich hinterfütterten Rahmen.

Wo Denkmalpflege (auch in den über das nur Augenfällige ihrer Tätigkeit hinausreichenden Bereichen) sich also primär an den offen zugänglichen oder wissenschaftlich beweisbaren historischen Fakten zu orientieren und vorrangig darauf abzielen hat, die in den Denkmalen Körper gewordenen Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeiten menschlichen Geistes weitestgehend so zu erhalten oder wiederherzustellen, wie sie sich jeweils zu ihrer Zeit in eben solchen Denkmalen konkretisiert haben, kann diese Denkmalpflege sich keinesfalls nur innerhalb des damit umschriebenen Pflichtenrahmens erfüllen. Das ihr aufgetragene Bewahrenwollen soll und darf nämlich nicht um seiner selbst willen und in einer nur museal ausgerichteten Absicht geschehen. Es geschieht vielmehr, um die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart zugunsten der Zukunft nicht abreißen zu lassen, und kann deshalb nur geschehen durch die lebensstüchtige Integration der Denkmale in unser gegenwärtiges Leben mit seinen ganz eigenen Ansprüchen und Erfordernissen.

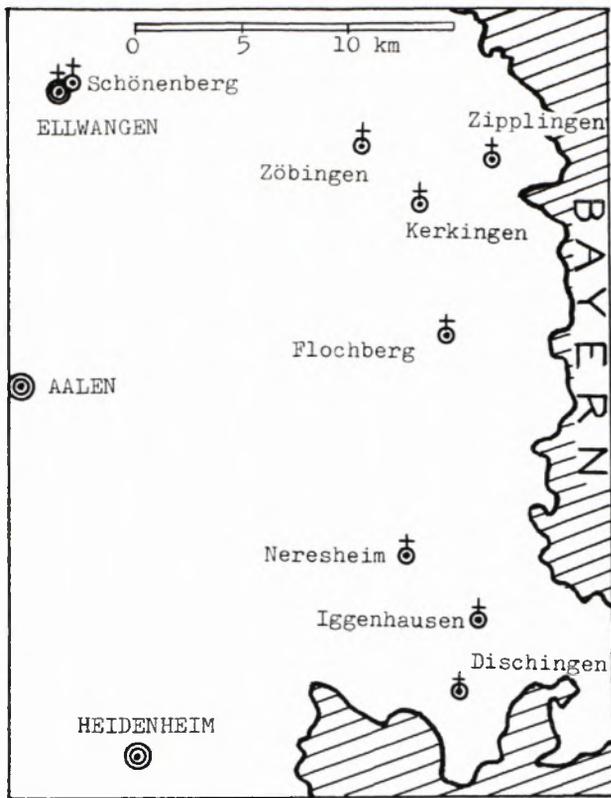
Auch ohne diese Gedanken um den Sinn und die zentrale Aufgabe der Denkmalpflege weiter zu vertiefen, wird selbst dem Laien begrifflich, daß ein solches Ziel nur erreichbar ist, wenn es gelingt, über das bloß „Oberflächliche“ hinauszukommen und eine taugliche, in

eine mehr oder minder weite Zukunft hineinwirkende Art von Symbiose aus Erhaltungsanspruch und Gegenwartserfordernis zu gewinnen.

Es ist klar, daß die Schwierigkeiten, eine derartige Abstimmung zu finden, von unterschiedlicher Qualität und von Ort zu Ort immer wieder andere sind. Sie stellen sich bei einem Schloß anders dar als bei einem Fachwerkhäuser, vermehren sich, wenn es darum geht, einen historischen Straßenzug, eine Platzanlage oder gar einen ganzen Altstadtbereich zu erhalten und der Gegenwart zu verbinden, und sie sind letztthin dort am geringsten, wo sich die heutige Zweckbestimmung eines Baudenkmals am wenigsten weit von der ihm ursprünglich abgeforderten Funktionsfähigkeit entfernt hat: bei den Kirchenbauten.

Es wäre nun freilich allzu einfach, die kirchlichen Denkmale nur deshalb, weil sie heute noch wie durch Jahrhunderte einem gleichen Zwecke dienlich sein können, als das wahre, weil problemlose Eldorado des auf Erhaltung der historischen Substanz sinnenden Denkmalpflegers zu glauben. Schon von den Dimensionen her (gleichwohl der Baulichkeiten wie oft auch ihrer Ausstattung) bereiten die Kirchengebäude den Eignern und der Denkmalpflege hinsichtlich der Erhaltung und Pflege sehr häufig beträchtliche Sorgen, und seien es auch nur solche finanzieller Art. Zudem haben sich die Formen der Liturgie gegenüber denen oft spürbar gewandelt, die einst zum Anlaß wurden, einem Kirchengebäude diese oder jene Gestalt und Raumordnung zu geben. Der schwindende Zuspruch, den die Gottesdienste finden, läßt die Gotteshäuser in vielen Fällen zu groß, manchmal sogar unbrauchbar und überflüssig erscheinen. Und dann die einer problemlosen Denkmalerhaltung insbesondere hinderlichen, wenn auch begreiflichen Bedürfnisse unserer Zeit: das Verlangen, auf Stühlen oder Bänken zu sitzen, die bequemer sind als die meist engen, schmalsitzigen, steilrückigen und dem Denkmalpfleger wegen ihres historischen Wertes oft bedeutsamen alten Sitzangebote; das Verlangen, dem Gottesdienst in der zuträglicheren Atmosphäre eines erwärmten Raumes beizuwohnen und sich nicht der insoweit vorhandenen technischen Möglichkeiten unserer Zeit aus „nur“ denkmalpflegerischen Gründen begeben zu müssen; das Verlangen, die Kirchenräume mit Hilfe der modernen Elektrotechnik aus ihrem Kerzendasein zu erlösen und sie ins „rechte Licht“ zu setzen.

Solche und ähnliche Wünsche und die daraus resultierenden denkmalpflegerischen Probleme (Verlust historischen Gestühls; Preisgabe von wertvollen Bodenbelägen zugunsten von Heizungsanlagen; Steigerung der



DIE BAROCKE KIRCHENLANDSCHAFT OSTWÜRTTEMBERGS UM NERESHEIM UND ELLWANGEN. Verzeichnet sind die barockzeitlichen Kirchengebäude, die in den letzten Jahren vom Landesdenkmalamt in Dingen ihrer Instandsetzung und Erneuerung betreut wurden oder derzeit noch betreut werden.

Verschmutzungsgefahr und der Gefährdung von Holzwerk, Stukkaturen, Leinwandbildern und Orgeln durch die Beheizung und die damit verbundene Luftumwälzung, Temperaturschwankung und Veränderung der Luftfeuchtigkeit u. a.) sind natürlich nicht der einzige Anlaß, auch die Kirchenbauten zu Sorgenkindern des Denkmalpflegers werden zu lassen. Natürliche Alterungserscheinungen etwa der Baustoffe, Schädigungen über die Verunreinigung der Luft, negative Einwirkungen auf konstruktive Gefüge durch die Erschütterungen des heutigen Straßen- und Luftverkehrs und anderes taugen dazu, den Sorgenkatalog zu vermehren. Und dessen Vielfalt wird noch gesteigert dadurch, daß die verschiedenartigen Bauweisen und -materialien, deren man sich während der Epochen unserer Baugeschichte bedient hat, durchaus eigenartige Sonderprobleme an sich binden, der reine Steinbau der Romanik oder Gotik zum Beispiel in aller Regel anderer Erhaltungsmaßnahmen bedarf als sie für den sehr viel mehr mit Holz und Stuck hantierenden Barockbau förderlich sind.

Im folgenden seien einige jener barocken Kirchenbauten vorgestellt, die vom Landesdenkmalamt in den letzten Jahren zu betreuen waren oder derzeit noch betreut werden und die alle im ostwärtigen Württemberg auf engstem Raume zwischen Heidenheim im Süden und Ellwangen im Norden angesiedelt sind (Abb. oben).

Dieser Bereich, eine Art von Pfaffenwinkel und, was kirchengeschichtlich begründet werden könnte, eine vor

allem vom Barock geprägte Landschaft, ist kaum wohl nur zufällig mit einer so großen Zahl von akuten Pflegefällen gleichzeitig ins Blickfeld der praktizierenden Denkmalpflege getreten. Die Art der dafür verantwortlichen Schädigungen, die von Dischingen (Abb. S. 4ff.) und Iggenhausen (Abb. S. 7ff.) über Neresheim (Abb. S. 10f.) und Flochberg (Abb. S. 12f.) nach Kerkingen (Abb. S. 14ff.), Zöbingen (Abb. S. 18f.) und Zipplingen (Abb. S. 20f.) bis hinauf nach Ellwangen mit der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg (Abb. S. 24f.) und der Evangelischen Stadtkirche (Abb. S. 22f.) allemal von ähnlichem, wenn nicht gar gleichartigem Zuschnitt war, läßt vielmehr vermuten, diese ganzen, zeitlich in sehr enger Nachbarschaft aufgeführten großen und kleineren Kirchengebäude wären nicht grundlos in einer ähnlichen Nachbarlichkeit nun auch sanierungsbedürftig geworden.

So absonderlich, wie es scheinen will, ist dieser Gedanke nicht. Sind und waren doch die äußeren Bedingungen, denen der Bestand der fraglichen Kirchen sich seit ihrer Erbauung ausgesetzt sah, praktisch dieselben. Und überdies gleichen sich ihre Bautechnik und die für sie verwendeten Materialien über alle Unterschiedlichkeit in der Größenordnung und baukonstruktiven Konzeption hinweg in einem sehr weitgehenden Sinne.

Freilich, wo ein solches gleichartig zu begründendes, sicher artbedingtes Altern und Hilfsbedürftigwerden mehr als nur zu vermuten ist, wird zu dieser lokalen Woge der Barockkirchenenerneuerungen auch der ganz schlichte Nachahmungstrieb beigetragen haben. Leitbild und Anregung dürfte allemal die spektakuläre Erneuerung der Abteikirche von Neresheim (Abb. S. 10 u. 11) gewesen sein, diese zentrale Aufgabe der baden-württembergischen Denkmalpflege, die seit fast einem Jahrzehnt in der Planung und Verwirklichung steht und die flankiert wurde von der Erneuerung der großen Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen (Abb. S. 24 u. 25). Neresheim, das mit allen seinen bautechnischen, künstlerisch-restaurativen und anderweitigen Problemen den Denkmalpfleger zunächst das Fürchten, dann aber das übertragbare Wissen um die denkbar beste konservierende Behandlung von Barockarchitektur lehrte, ist mit den anderen, nachher im Bilde vorzustellenden barocken Kirchen zusammen der eindringlichste Beweis dafür, daß das nach einer Instandsetzung und Restaurierung schließlich vorzeigbare Augenerlebnis niemals der Wertmesser für den ganzen Umfang der denkmalpflegerischen Aufgabe und Leistung sein kann. Was sich da im Jahre 1975 in seiner zurückgewonnenen Schönheit wieder zeigen wird und sich etwa in Ellwangen oder auf dem Schönenberg in seiner alten Schönheit bereits wieder zeigt, diese in Farben und Formen jubilierenden Festsäle Gottes, das macht nur zu leicht vergessen, wieviel sorgsames Mühen, Untersuchen, Abwägen und auch Bangen sich hinter dem Schein einer dem Heiligen und dem Menschen gleichwohl zugeordneten Welt aus Malerei, plastischem Werk und Architektur verbirgt.

ZUM AUTOR: Bodo Cichy, Dr. phil. und Hauptkonservator, ist Leiter der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) des LDA und zugleich für die spezielle Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart tätig.



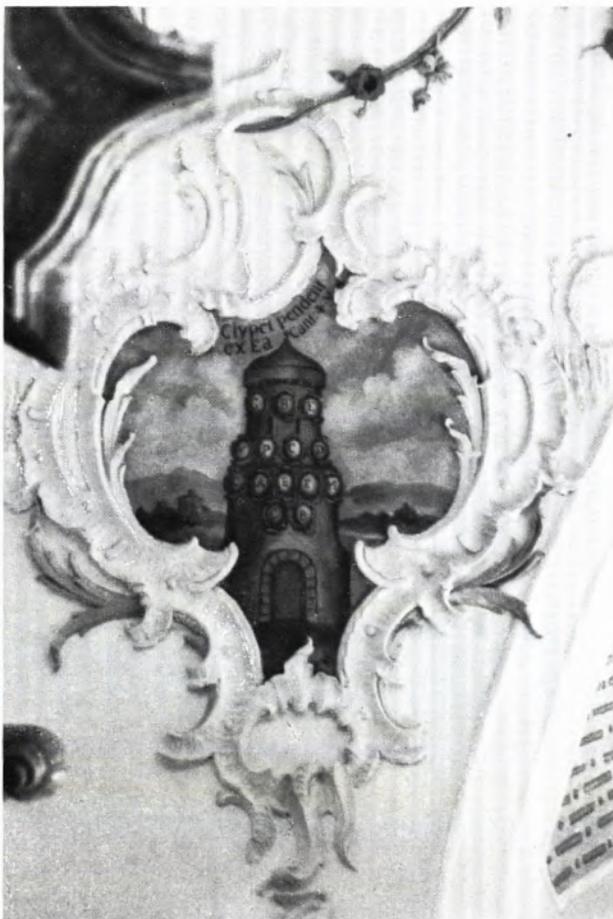
DISCHINGEN – DIE KAPELLE ZU DEN 14 NOTHELFERN. Die statischen Sicherungsmaßnahmen und die restaurativen Erneuerungsarbeiten an dieser liebenswürdigen Kapelle, einer innen vergleichsweise kostbar ausgestatteten Saalanlage mit westwärtiger Empore (Abb. Seite 5 unten) und apsidial gebildeten Chorraum (Abb. Seite 75 oben), sind seit zwei Jahren im Gang und werden 1975 ihren Abschluß finden. Das 1666 von dem auf dem nahen Schloß Taxis ansässigen Wilibald Schenk, Graf von Castel, zu Ehren der Jungfrau Maria und der 14 Nothelfer gestiftete Gebäude präsentiert sich heute weitgehend als das Ergebnis eines Umbaus von 1758 (J. Dossenberger).

Anlaß zu dem für die kleine Dischinger Kirchengemeinde sehr aufwendigen und sich deshalb eher schleppend abwickelnden Renovierungsvorhaben gab der zierliche Glockenturm, den schon das kleine, um 1758 von einem nur mit seinen Namensinitialen I.G.K. bekannten Maler auf das Deckenfeld über der Empore recht linkisch gemalte Ortsbild von Dischingen und Schloß Taxis zeigt (Abb. links). Er war kopflastig geworden, drohte umzustürzen und mußte jetzt mit einer die Eingangswand etwas verändernden Tragkonstruktion unterfangen werden. Die Abbildungen unten zeigen diese unvermeidliche, das Verhältnis von Turm und Fassade trotz aller Zurückhaltung eben doch spürbar abwandelnde Verbeugung gegen eine technische Notwendigkeit.

Die beiden Innenaufnahmen (nebenstehende Seite) geben den derzeitigen Zustand des an Decken und Wänden bereits restaurierten, auch mit einem neuen Fußbodenbelag (nach altem Muster) schon ausgestatteten Kirchenraumes wieder. Hauptaltar und die beiden Seitenaltäre harren der Zuwanderung ihres reichen Figuren- und Bildschmucks und darauf, sich mit ihrem Formen- und Farbenreichtum wieder in den Chorus der Stukkaturen und Malereien des Raummantels eingliedern und so die fröhliche Gesamtstimmung des spätbarocken Kirchenraumes zurückgewinnen zu können.







DETAILS VON DER DISCHINGER NOTHELFER-KAPELLE. Beim Umbau von 1758 erfuhr der vordem sicher wesentlich schlichter gehaltene Kapellenbau (von 1666) eine für Kirchenräume dieser geringen Größe zumindest in unserem Raume nicht alltägliche ornamentale Ausstattung. Allenthalben, auf den flachen Wandvorlagen der Pilaster, an deren gesimsartig ausgeladenen Kapitellen, an den plastisch durchmodellierten Umrahmungen der Fenster-nischen, in den Stichkappen, die in das flache Spiegelgewölbe der Decke über jeder Fensterachse einschneiden, und auf der Deckenfläche selbst haben sich phantasievoll erdachte Rokokoornamente angesiedelt. Stuck wie sie, gesellen sich ihnen seilartig an die Decke angehängte Blütenstengel, die im Gegensatz zu den monochrom in Grau oder Rot gehaltenen Rocailles in bunten Farben prangen.

Über dem Kirchensaal ist das zentrale Deckenfeld einem bei der Renovierung von 1892 von H. Siebenrock gemalten Fresko zugeteilt, das in stark farbigem, pathetisch gesteigertem, handwerklich aber gutem Vortrag Christus im Reigen der Maria und der 14 Nothelfer zeigt. Um dieses Zentralbild, das als Dokument der religiösen Malerei des 19. Jahrhunderts unangetastet blieb, reihen sich in den Stichkappen und den gekehlten Zwickeln der Decke insgesamt 14 noch zur ursprünglichen Ausmalung von 1758 gehörende kleinere Bilder. Keine große Kunst und von einem eher kindlich-biederem Zuschnitt, im Wechsel Grau in Grau und Rot in Rot gehalten und allemal von reichen, künstlerisch sehr viel anspruchsvolleren stuckierten Rocaillerahmungen eingefasst (vgl. Bild links), spielen sie in allegorischer oder an der Bibel orientierter Bildsymbolik auf das Leben der 14 Nothelfer oder auf deren Vermögen als Fürbitter vor Gott an. Unser Bildbeispiel, das wie die anderen durch eine Inschrift den Bezug auf den Bibeltext verdeutlicht, zeigt einen Turm unter barocker Haube mit 14 durch Buchstabenaufschrift auf die Nothelfer bezogenen Schilden (Hohelied 4,4).

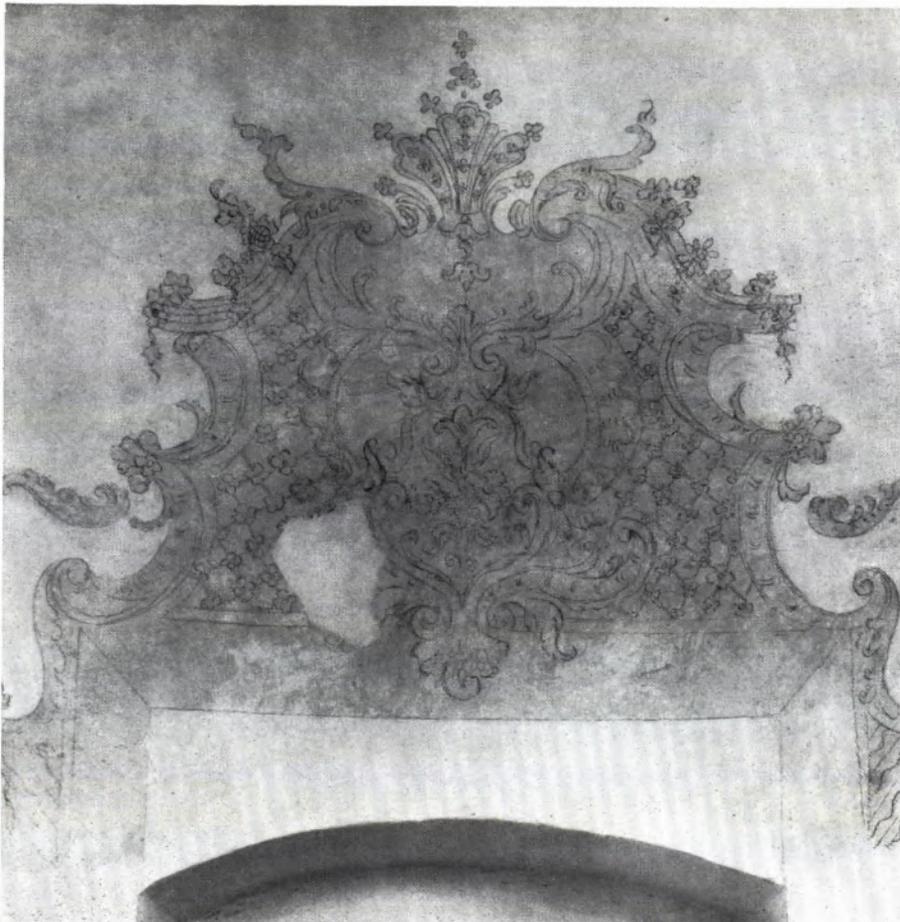


IGGENHAUSEN — Die KAPELLE DES HL. JOHANNES NEPOMUK. Der reizvoll über der kleinen Härtsfeldgemeinde Iggenhausen liegende Kapellenbau (vgl. Abb. Seite 9 oben) mag eine Art von „Konkurrenzunternehmen“ zur Dischinger Nothelferkapelle des Grafen von Castel gewesen sein. Nicht näher datiert, soll er von einer auf dem nahen Burgschloß Katzenstein wohnenden Gräfin von Oettingen gestiftet und, anders als die Dischinger Kapelle, zu einer Klausnerei eingerichtet worden sein. Daher die Anordnung des formal an Dischingen erinnernden Turmes seitlich von dem apsidial gebildeten Chor (Abb. Seite 8 oben), der sich nach außen hin allerdings nicht ablesen läßt, da er von den Mauern des ihm sich anschließenden Klausnerhauses ummantelt wird (Abb. unten).

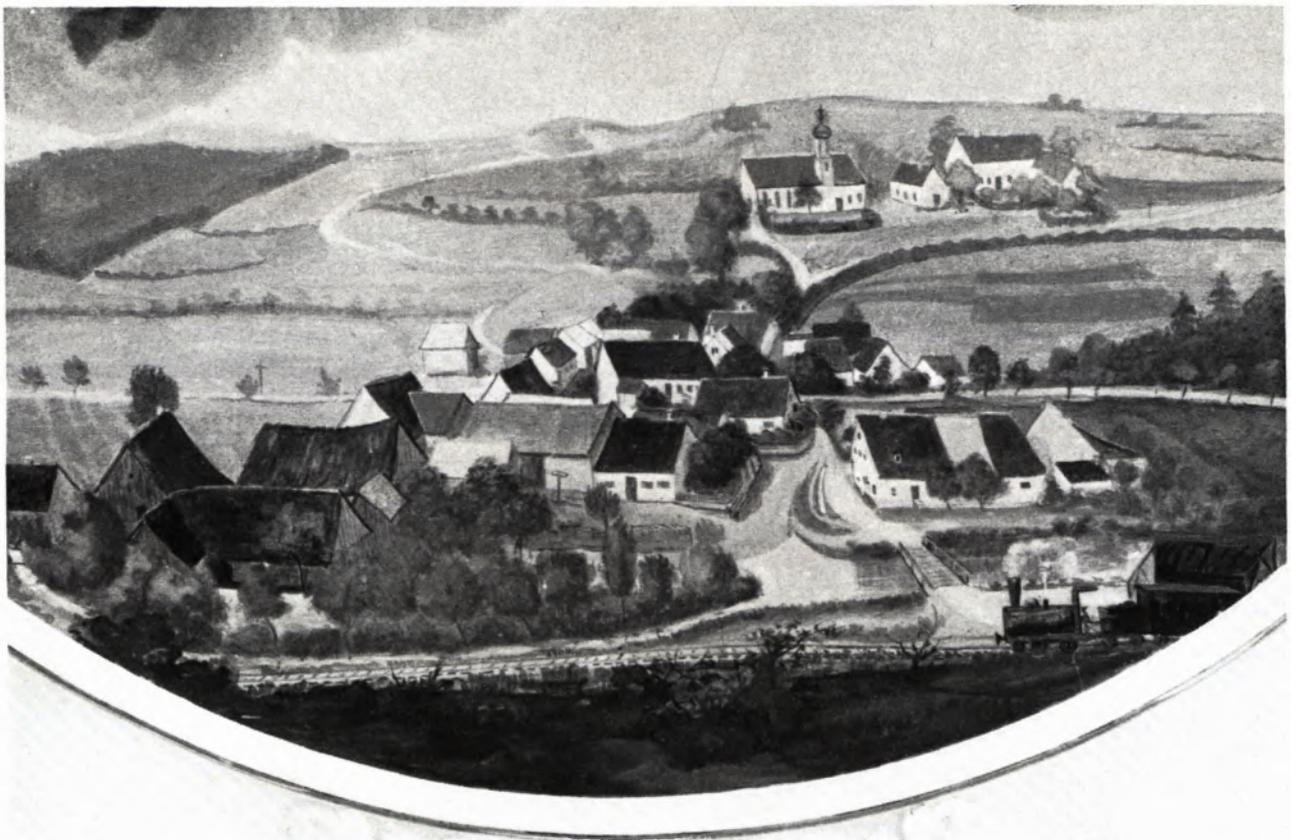
Nach der Überlieferung ist der letzte Eremit, ein Bruder aus Kloster Christgarten im Kartäusertal, 1762 hier verstorben, was dafür spricht, daß die Kapelle einige Zeit früher schon errichtet wurde, worauf ja auch ihr neben dem Rokoko-Ornament von Dischingen stilistisch älter wirkender Stuckdekor im Inneren deutlich genug hinweist (Abb. Seite 9 unten).

Anlaß zu der gegenwärtig noch im Gang befindlichen gründlichen Innenerneuerung gaben insbesondere die Schädigungen, welche durch das am Ort der Kapelle überreich anfallende Hang- und Quellwasser an Mauerwerk, Putz, Gestühl und Holzwerk des Hauptaltars bewirkt worden waren. Schädigungen übrigens, die bereits 1902 das Motiv zu einer durchgreifenden, freilich trotz der Entdeckung und Fassung einer starken Quelle mitten im Chorraum nur wenig erfolgreichen Renovierung geliefert hatten. Unter Einsatz der uns heute zugänglichen chemischen Mittel und technischen Möglichkeiten zur Entfeuchtung insbesondere des Mauerwerks soll jetzt versucht werden, dem Übel zu steuern und so den Bestand der andernfalls ernstlich gefährdeten reizvollen Johanneskapelle wirksam zu sichern.

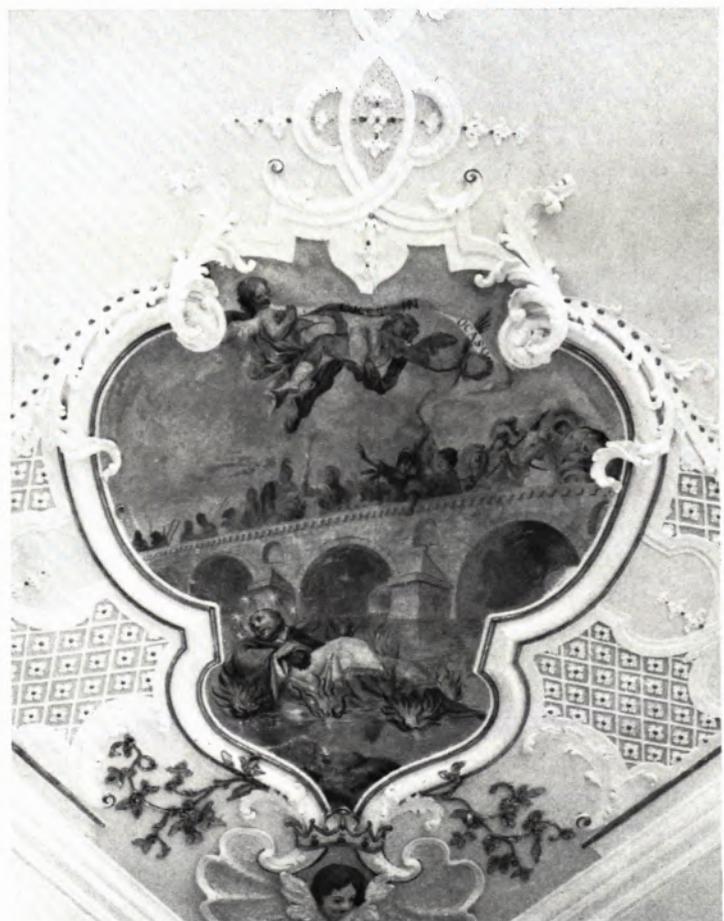




DAS INNERE DER JOHANNESKAPELLE VON IGGELHAUSEN macht in dem im Bild gezeigten, des formen- und farbenreichen Hochaltars, der marmorierten, balusterbesetzten Chorschranke, der Plastiken in den seitlichen Nischenaltären, des Gestühls und des Fußbodenbelags entledigten Baustellenzustand einen eher dürftigen Eindruck. Dabei hat der Raum fraglos insgesamt wie im Detail Reize, wie man sie in einer solchen ländlichen Kapelle nicht ohne weiteres vermutet. Die originelle Ausbildung der beiden Seitenaltäre oder die noblen Stukkaturen an der Decke (vgl. Abb. Seite 9 unten) etwa wären dafür zu nennen. Daß zumindest der Chor mit seinem reich stuckierten Gewölbe eine noch stärkere Ausschmückung hätte erfahren sollen, das hat der Fund einer großflächigen, sehr gekonnt und flüssig hingeschriebenen Kohlevorzeichnung für die Stuckrahmung um eine Blendtürnische in der Chorwand bewiesen (Abb. links).



DETAILS VON DER DECKENBEMALUNG IN IGGENHAUSEN. Wie in Dischingen hat sich der Kirchenmaler H. Siebenrock auch in Iggenhausen der schadhaft und unansehnlich gewordenen Deckenmalereien des Barock „tatkräftig“ angenommen. 1902 mußte hier unter anderem das in ein großes Oval eingeordnete zentrale Deckenbild einer Neuschöpfung Siebenrocks weichen, die sich mit der Darstellung des über den Wolken im Engelsreigen schwebenden Titelheiligen möglicherweise an das Thema ihrer barockzeitlichen Vorgängerin hält, eher aber unerquicklich pathetisch-frömmelnd wirkt und uns eigentlich wertvoll ist am ehesten wegen der oben im Bild gezeigten Vedute von Iggenhausen mit der Johanneskapelle und der Darstellung der erst vor ein, zwei Jahren außer Dienst gestellten und in den Bereich einer heute schon wehmütigen Erinnerung gehörenden Härtsfeldbahn. Erfreulicher jedenfalls sind die wenigen original barocken Malereirelikte, die sich in den mit Stuckrahmen eingefassten Bildmedaillons mit Szenen aus dem Martyrium des Johannes Nepomuk unter einer sehr kräftigen späteren Übermalung fanden und jetzt von Restaurator Malek, Abstatt, sorgsam wiederhergestellt wurden.





NERESHEIM — KIRCHE DER BENEDIKTINERABTEI. Unstreitige „Königin“ unter den barocken Kirchenbauten im Osten Württembergs, seit 1750 nach der freilich nicht immer durchgehaltenen Generalplanung des genialen Balthasar Neumann am Ort einer stattlichen romanischen Basilika errichtet und 1792 abschließend geweiht, Ort der großartigen Freskenkunst des Martin Knoller, steht dieser mächtige Kirchenbau seit Jahren im Zentrum des Tuns der Denkmalpflege in unserem Lande. 1975 wird dieses ebenso schwierige, kostspielige wie lehrreiche Unternehmen zum Abschluß kommen und dann auch im Rahmen unseres Nachrichtenblattes die gebührende Würdigung erfahren. Heute ist hier quasi nur der derzeitige Stand der Arbeiten zu dokumentieren, der gekennzeichnet wird durch die irgendwie befreiend wirkende Tatsache, allenthalben am Außenbau wie im Inneren die Gerüste fallen und das erneuerte Werk aus dem Gegitter der Stahlrohre Stück für Stück wieder auftauchen zu sehen.

Im Westen wurde der markante Einturm länger schon aus seinem Gerüstkorsett befreit. Er sieht neben sich die bekrönenden Teile der Westfassade erneuert auftauchen, und an den Langseiten des Kirchenbaues drängen die neu verputzten und nach Maßgabe des originalen Befundes mit Mineralfarben eingetönten Außenwände Abschnitt für Abschnitt aus ihrer jahrelangen Umklammerung (Bild unten).





DIE HEILIGEN KOMMEN WIEDER. Für den, der das Unternehmen Neresheim Schritt um Schritt begleitet hat, ist ein letztlich nicht mitteilbar-großartiges Erlebnis, die Bildwelt der Deckenfresken des Martin Knoller wiederkehren zu sehen. So wie auf unserer Abbildung die Taufe Jesu, tauchen derzeit in dem ganzen riesigen Neresheimer Kirchenraum die von Restaurator Kneer, Munderkingen, mit aller erdenklichen Sorgfalt gereinigten, gesicherten und ausgebesserten Malereien in den Gewölben aus ihrer langen Zwangsverborgenheit wieder auf. Der Raum selbst aber, den die Knollerfresken als eine heiter-heilige Himmelswelt überschweben und den ein (für sich als technische Konstruktion imponierender) Gerüstwald durch Jahre voll ausgefüllt hatte, gewinnt sich langsam seine lichte Weite und Freiheit zurück.



FLOCHBERG – WALLFAHRTSKIRCHE ZU „UNSERER LIEBEN FRAU IM ROGGENACKER“. Der gefällige Bau entstand zwischen 1741 und 1747 nach den Plänen des Wiener Baumeisters J. P. Ulrich Trientl als Ersatz für eine kleinere Kapelle, die 1613 über dem Ort eines (heute noch hinter dem Hochaltar der Kirche aufbewahrten) Marienbildstockes errichtet worden war. Diesen Bildstock hatte man hier zu Ehren der Gottesmutter aufgestellt und mit einem bald schon weitem als wundertätig verehrten, im heutigen Hochaltar untergebrachten kleinen Gnadenbild bereichert, um der fürs Jahr 1582 und für eben diese Stelle überlieferten wunderbaren Heilung des fallsüchtigen Jungen Wilhelm Wintzerer durch eine Marienerscheinung zu gedenken.

Der von den Grafen von Oettingen-Wallerstein geförderte und durch die volkreichen Wallfahrten angeregte barocke Neubau kam aus unbekanntem, wahrscheinlich aber finanziellen Gründen bereits seit 1751 praktisch ganz zum Erliegen. Der Außenbau wirkt deshalb insbesondere in den Details eher dürrig, und das Innere hat seine „Barockisierung“ weitgehend erst den frühen zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts zu verdanken (vgl. dazu Text und Bild auf der nebenstehenden Seite).



Die 1971 abgeschlossene Außererneuerung und die 1973 vollendete Innenrenovierung wurden durch Schäden insbesondere im Dachstuhl in Gang gebracht. Dessen Holzwerk, durch Fäulnis desolat geworden, hatte sich in seinem Gefüge stark und bedrohlich verschoben. Der kleine Glockenturm, den man erst 1872 für einen ursprünglich vorhandenen bescheidenen Dachreiter in einer dem Barockbau formal recht wenig zuträglichen Weise aufgeführt hatte (Abb. links unten), war in seiner Standfestigkeit gefährdet, und die Verteilung der Last des Dachgestühls auf die tragenden Mauern war aus einem bautechnisch vertretbaren, statisch richtigen Verhältnis gekommen. Zerreibungen an Wänden und Decken waren die Folge, und abstürzende Teile von Gesimsen und Kapitellen beschworen Gefahren für Leib und Leben.

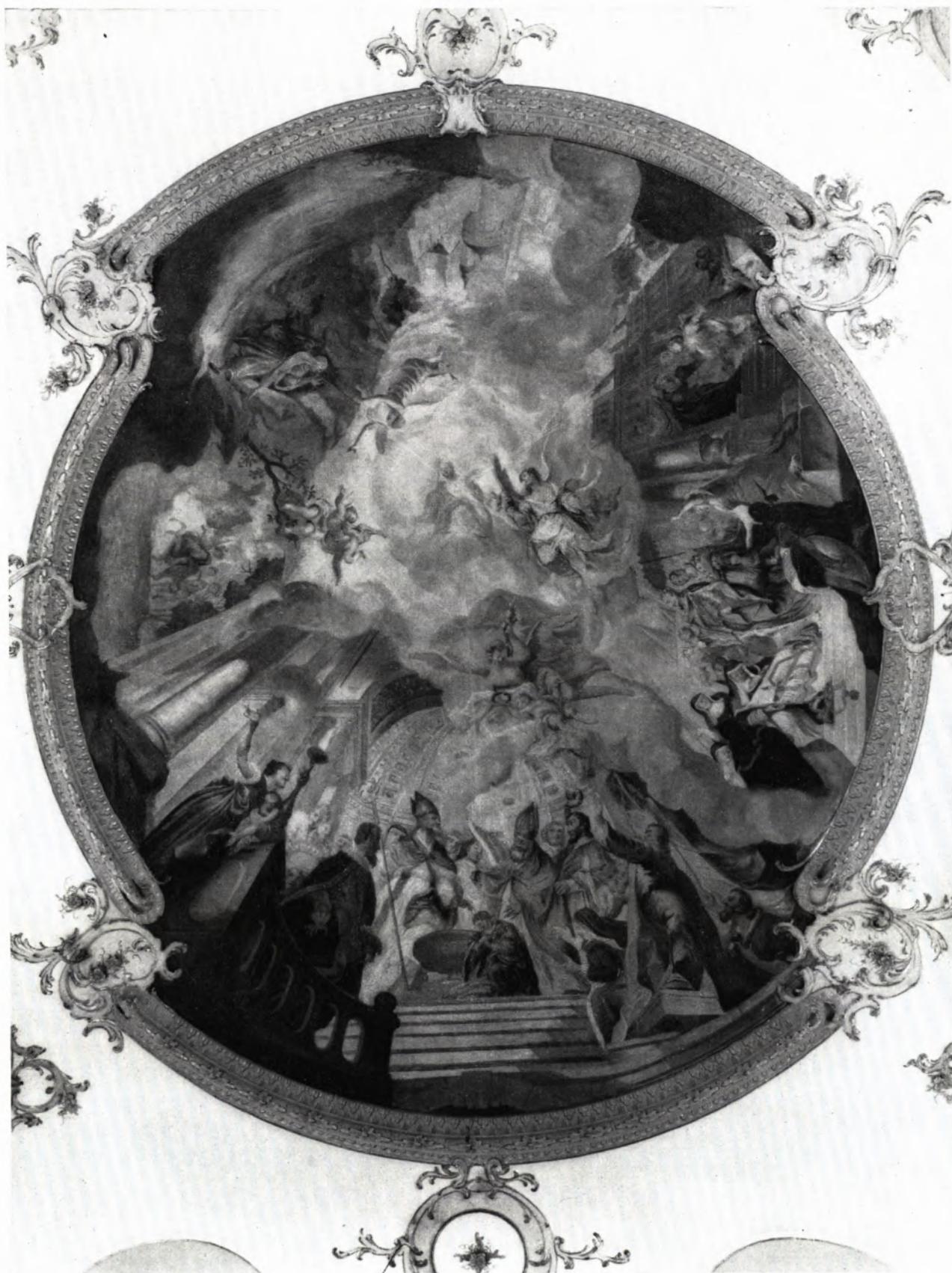
Im Zuge der umfangreichen Sanierungsarbeiten wurde (mit Zustimmung des Denkmalamtes nach den Plänen des im Gefolge eines unglücklichen Sturzes auf der Flochberger Baustelle verstorbenen Architekten Nossek) eine neue Turmbekrönung geschaffen, die sich, an barocken Vorbildern abgelesen, besser als ihre linksich wirkende Vorgängerin mit dem Habitus der Kirche des 18. Jahrhundert verbindet (Abb. oben).



BLICK IN DEN CHOR DER WALLFAHRTSKIRCHE ZU FLOCHBERG. Die 1973 abgeschlossene Innenerneuerung des über kreuzförmigem Grundriß stehenden Kirchenbaus konnte sich, sieht man von der Beseitigung einiger kleinerer Bauschäden ab, weithin mit der Säuberung und farblichen Abfassung des vorhandenen Bestandes begnügen. Dabei war dieser Bestand durchaus nicht der „historische Barock“, als den man ihn bei einem flüchtigen Blick über die Ausstattungsstücke (Kanzel, Hochaltar z. B.) oder auf die reichen Stukkaturen an den Wänden oder in den Gewölben glauben möchte. Dieses Beiwerk und auch die in dezent-rokokohaften Tönen gehaltene Farbigkeit sind nämlich zum weitaus überwiegenden Teil erst in den frühen zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts in den bis dahin praktisch vor allem über seine Architektur sprechenden Raum gekommen. Dabei standen Pläne zu Gebot, die der Stuttgarter Architekt A. Koch schon 1916 geschaffen hatte und deren Ausführung durch den 1. Weltkrieg einstweilen verhindert worden war.



KERKINGEN – EHEMALIGE WALLFAHRTSKIRCHE ZUR HL. OTTILIA. Die in ihren wesentlichen Bauteilen zwischen 1470 und 1490 in schlichter Spätgotik aufgeführte, 1758 mit einem barocken Turmaufbau bereicherte und innen von 1778 bis 1781 spätbarock umgestaltete katholische Pfarrkirche von Kerkingen wurde in den Jahren 1970 bis 1972 einer gründlichen Gesamterneuerung unterzogen. Anlaß dazu lieferte zwar primär das Verlangen, den zu klein gewordenen Kirchenraum durch einen westwärtigen Anbau zu erweitern. Aber die Renovierung fand ihr wesentliches Anliegen bald schon in dem Bemühen, den im 19. Jahrhundert durch eine sicher wohlgemeinte, weil „stilgerechte“ Regotisierung (vgl. Abb. Seite 16) stark beeinträchtigten Innenraum wieder auf den Zustand des 18. Jahrhunderts zurückzuführen. Dies zu tun, hielten insbesondere die hochrangigen Decken- und Wandfresken an, mit denen Anton Wintergerst Kirchenschiff und vor allem den Chor ausgestattet hatte (1780/81) und die auch kunstgeschichtlich einen nicht alltäglichen Wert repräsentieren (Abb. rechts).



DECKENFRESKO ÜBER DEM SCHIFF DER KERKINGER OTTILIENKIRCHE. Um 1780 entstand auf dem 1778 als Ersatz für eine abgängige, wohl gotische Holzdecke über dem Kirchenschiff eingezogenen flachen Stuckgewölbe dieses großartige Fresko des Anton Wintergerst. Es zeigt Szenen aus dem Leben und Wirken der in Kerkingen besonders hoch verehrten Ottilia, unten z. B. deren Taufe, und besticht selbst in der unfarbigen Reproduktion durch die Kühnheit der Perspektive und die illusionäre Kraft.



CHOR DER KERKINGER OTTILIENKIRCHE VOR DER RENOVIERUNG. *Das 19. Jahrhundert meinte (glücklicherweise nur für den Chor), das 18. korrigieren und den gotischen Raum aus seiner barocken Verwandlung erlösen zu sollen. Zunächst hatte der noch 1848 vorhandene barocke Hochaltar einem „im neuen gotischen Geschmack“ sich zeigenden, der gotischen Architektur „besser“ entsprechenden Dreifigureschrein zu weichen, einem eher dürftigen Erzeugnis der damals grassierenden Schreinergotik. Nach 1883 dann mußten sich die Wandfresken des Wintergerst eine Übertünchung, dessen Deckenbild aber die Übermalung mit einem der zuzeiten „handels“üblichen Werke religiöser Klischeekunst gefallen lassen. Das Wegstreichen des Barock geschah so gründlich, daß die Wiederauffindung der Wintergerstfresken 1970 zu einer echten Entdeckung, teils aber auch zu einer Enttäuschung wurde, da sie sich nur partiell noch freilegen und restaurieren ließen.*



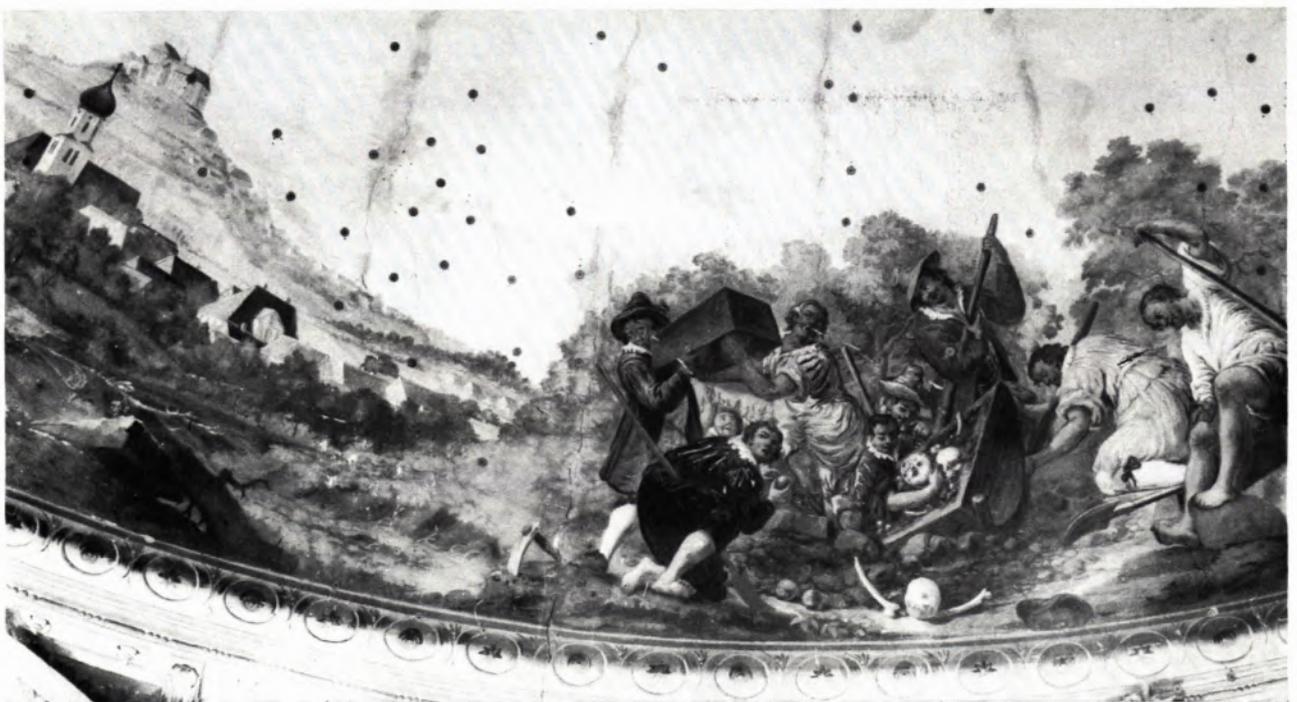
DER ERNEUERTE KERKINGER KIRCHENRAUM. Insbesondere der Blick in den Chor macht den Gewinn deutlich, den die Renovierung dem Raum eingetragen hat. Die nun wieder „vereinheitlichten“ Decken über Altarraum und Schiff binden ihn zu einer glaubwürdigen Gesamtheit zusammen, die sich durch die gotischen Formen der Fenster nicht stören läßt und in die sich der von anderem Ort herstammende Barockaltar mit schöner Selbstverständlichkeit einstimmt.



ZÖBINGEN – MARIENKAPELLE. Der von den Brüdern Franz und Gabriel de Gabrieli, Baumeistern aus Eichstätt, als Rotunde mit vier kurzen Kreuzarmen konzipierte und zwischen 1718 und 1737 errichtete stattliche Kapellenbau bereitete der Denkmalpflege schon seit langen Jahren ernste Sorgen. Ausgang war, ähnlich wie bei der mit Zöbingen baulich verwandten Wallfahrtskirche zu Flochberg (vgl. Seite 12), das schadhafte Dachgestühl, das sich derart verzogen hatte, daß die Statik des Gesamtbaues verändert wurde und insbesondere der Bestand der großen Hauptkuppel mit dem prachtvollen Fresko des Anton Wintergerst von 1783 ernstlich gefährdet erschien. Die vorbereitenden Untersuchungen zogen sich wegen der im Bauwerk selbst angelegten technischen Schwierigkeiten und des zu erwartenden enormen finanziellen Aufwands unliebsam in die Länge, bis man dann 1973 zunächst an die vor allem dringliche Instandsetzung des Dachbereiches ging.

Da die ganze Dachhaut beseitigt werden mußte, um an die Schadenstellen im Holzwerk überhaupt heranzukommen und die erforderliche Tragwerkhilfskonstruktion aus Stahl über den Gewölben einzubringen, wurde es zur Vermeidung von Wasserschäden notwendig, über dem Bauwerk ein riesiges Zelt Dach aufzuschlagen (Abb. oben). In seinem Schutz konnten die Sanierungsarbeiten in der Dachzone jüngst und dermaßen abgeschlossen werden, daß eine akute Gefährdung der Kapelle nicht mehr vorhanden ist.

Das Innere (Abb. rechts oben), das nach einer Umgestaltung vor allem der dekorativen Teile im Jahre 1783 die etwas nüchterne Haltung des sogen. Zopfstyles angenommen hat, harret noch der Renovierung. Sie hat sich vorab des stark schadhafte gewordenen zentralen Kuppelgewölbes mit dem riesigen Fresko der Himmelfahrt Mariä von Anton Wintergerst (1783) anzunehmen. Der Gewölbeputz ist vielfältig zerrissen und nur noch mit Hilfe von Schrauben an dem ihm hinterlegten Lattenwerk zu halten. Beides ist auf dem Detailausschnitt rechts zu erkennen, der im übrigen die Auffindung eines alamannischen Baumsarges zeigt, welcher wohl schon im 12. Jahrhundert beim Bau der Vorgängerkapelle zutage trat und heute noch in der Sakristei der Marienkapelle aufbewahrt wird. Links im Bild der Ort Zöbingen mit der katholischen Pfarrkirche, darüber Schloß Baldern.





ZIPPLINGEN – MARTINSKIRCHE. Über dem Ort einer älteren, wahrscheinlich romanischen Kirche ließ der Deutschritterorden von Matthias Binder zwischen 1761 und 1765 den heute stehenden, 1971/72 zuletzt in seinem Inneren gründlich erneuerten Barockbau aufführen. Die Ausstattung, insbesondere die drei großen, mit Leinwandbildern und plastischem Werk bereicherten Altäre oder die prachtvolle, auf unserem Bild nicht gezeigte Kanzel, und ebenso die Stukturen und Fresken an Wänden und gewölbten Decken haben sich vergleichsweise und jedenfalls so gut erhalten, daß das Erneuerungsunternehmen einfach durchzuführen war. Lediglich einige Mißgriffe, die bei der 1936 durchgeführten letzten Innenrenovierung hinsichtlich der Farbigkeit einiger Deckenstukkaturen unterlaufen waren, galt es zu tilgen.

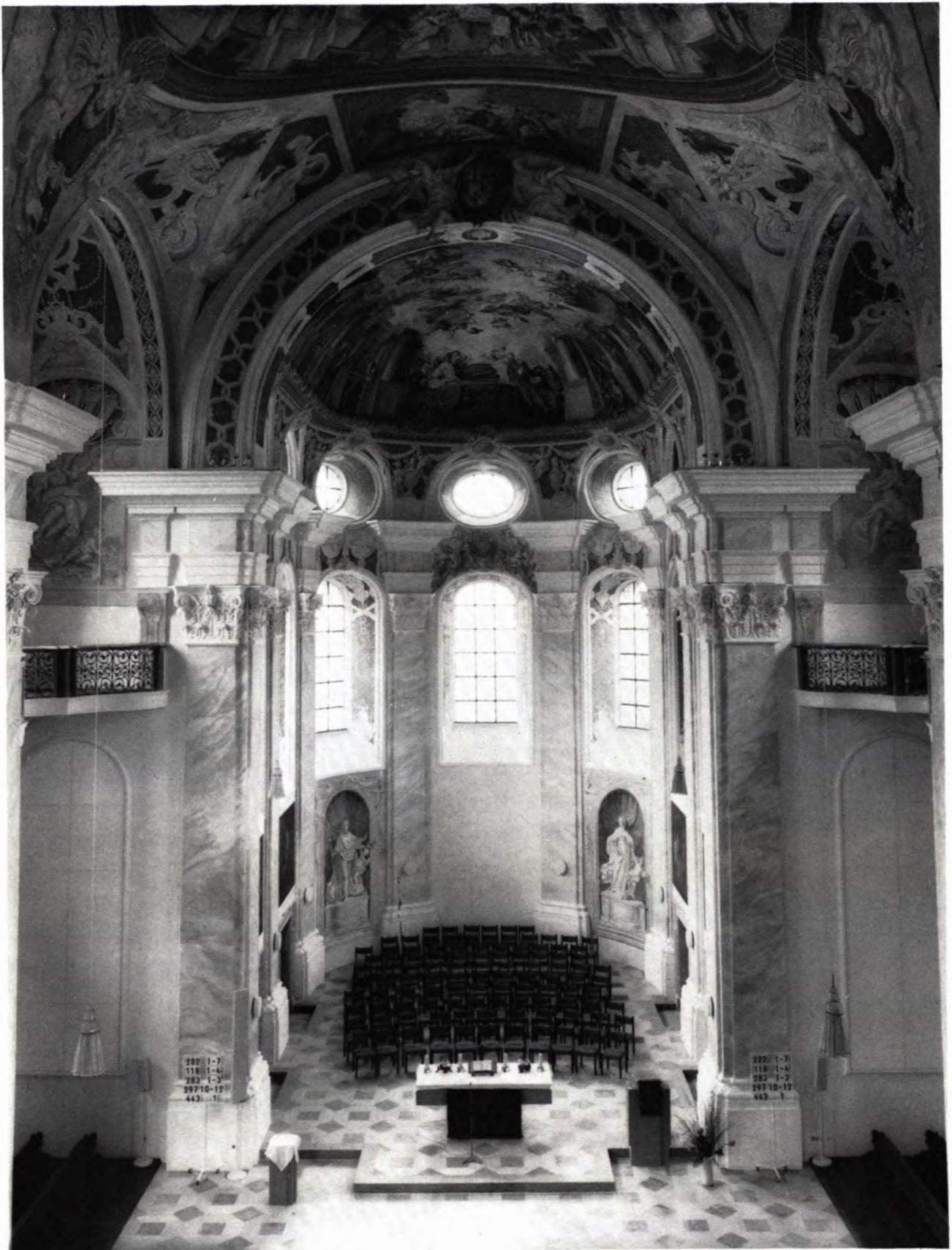
Besondere Sorgfalt wurde auf die Fresken des Johann Georg Dieffenbrunner verwendet, eines gebürtigen und später vorwiegend in Augsburg ansässigen Tirolers. Sie sind (wie auch das Leinwandbild des Hochaltars) dem Leben und Wirken des hl. Martin gewidmet (vgl. Abbildung rechts) und zeigen den vielbeschäftigten Dieffenbrunner als einen noch ganz im Barock verwurzelten, manchmal etwas stark am Dekorativen hängenden und durch eine Vorliebe für gewagte Perspektiven sich auszeichnenden Maler.



AUSSCHNITT VON EINEM DECKENFRESKO IN ZIPPLINGEN. Das Hauptbild über dem Kirchenschiff der Martinskirche, das Dieffenbrunner 1763 gemalt hat, stellt den Titelheiligen als den wunderwirkenden Wohltäter dar. Als Bischof (von Tours) gewandt, betet er in einer durch die starke Untersicht und Verkürzung barock gesteigerten Haltung den Exorzismus, um den Teufel aus jenem Besessenen auszutreiben, auf den er mit seiner Rechten hindeutet.



ELLWANGEN – EVANGELISCHE STADTKIRCHE. Die von 1724 bis 1729 als Wandpfeileranlage mit eingezogenem Chor unter Tonnengewölben für das Ellwanger Jesuitenkolleg errichtete Kirche bildet nach außen, zum Marktplatz hin mit der altherwürdigen romanischen Basilika eine ebenso ungewöhnliche wie reizvolle Architekturkulisse (Abb. oben). Ursprünglich der „Unbefleckten Empfängnis Mariae“ geweiht, war sie nach der Säkularisation seit 1802 dem evangelischen Gottesdienst überantwortet, zuvor aber schon ihrer sieben, sicher prachtvollen und vom Ellwanger Stukkator Melchior Paulus gestalteten Altäre entledigt worden. Diese Ausplünderung hat der künstlerischen Gesamtwirkung des Innenraumes erheblichen Abbruch getan und auch der seit Mitte 1972 betriebenen, im Oktober 1974 abgeschlossenen Innenerneuerung im Hinblick auf die gestalterische Behandlung der großen Leerstellen an den ehemaligen Altarstandplätzen allerlei Rätsel aufgegeben (vgl. Abb. Seite 23). Anlaß für die Renovierung gaben hier ausnahmsweise nicht vor allem bauliche Schäden, sondern die starke Verschmutzung des seit seiner Fertigstellung nie erneuerten Innenraumes und dann auch das Verlangen, den Einbau einer tauglichen (Fußboden-) Heizung zu bewerkstelligen. Im Zentrum der Arbeiten standen indes die Sicherung und Restaurierung der prachtvollen Deckenmalereien (Restaurator J. Steiner, Weiler), mit denen Christoph Thomas Scheffler, ein Asam-Schüler, das Leben der Gottesmutter großartig verherrlichte (vgl. auch farbiges Titelbild). Ihm, der seinen Auftraggebern als Ordensbruder aus „Kostengründen“ sehr willkommen war, fiel auch die seltene Aufgabe zu, den damals üblichen plastischen Stuck mit Hilfe einer preisgünstigeren gemalten Scheinstukkatur zu erübrigen, eine Aufgabe, die der damals gerade 26jährige Künstler überzeugend und eher zum Vorteil als zum Schaden der Raumoptik löste.



BLICK IN DEN CHOR DER ELLWANGER STADTKIRCHE NACH DER RENOVIERUNG. Eine mit sparsamen Mitteln hantierende Architektur und eine mit um so reicheren Mitteln der Farben, Formen und optischen Illusion sich darbietende Malerei sind eine schöne Symbiose eingegangen. Schmerzlich, weil gestalterisch noch nicht gelöst, das große Leerfeld im Chorhaupt, vor dem der um 1800 entfernte Hochaltar gestanden hat. Ähnlich „unbarock“ wirken auch die Wandflächen in den seitlichen Wandpfeilernischen des Langhauses, vor denen ehemals Nebenaltäre Aufstellung gefunden hatten. Sie wurden jetzt benutzt, Schalldämmplatten zur Regulierung der vordem sehr unbefriedigenden Akustik zu placieren.



ELLWANGEN – WALLFAHRTSKIRCHE ZU UNSERER LIEBEN FRAU AUF DEM SCHÖNENBERG. Als im Januar 1966 ein quadratmetergroßes Stück von freskiertem Gewölbeputz ohne allen äußeren Anlaß in das Schiff der weithin berühmten Kirche auf dem Schönenberg niederstürzte, kam eines der umfangreichsten, technisch kompliziertesten und finanziell gewichtigsten Sanierungs- und Instandsetzungsunternehmen in unserem Lande in Gang. Insoweit nur von dem „Jahrhundertunternehmen“ in Neresheim übertroffen, war die denkmalpflegerische Aufgabe insbesondere unter dem Aspekt der Verantwortung gegen ein hochrangiges Kunstwerk kaum geringer einzuschätzen als dort. Ist doch die Schönenbergkirche, die 1682 nach Plänen der Vorarlberger Gebrüder Michael und Christian Thumb begonnen und bis 1695 unter der späteren Bauleitung des Jesuitenpaters Heinrich Mayer vollendet wurde, ebenso der erste bedeutende barocke Kirchenbau wie die erste Verwirklichung des für die Sakralbaukunst so bedeutungsvollen „Vorarlberger Bauschemas“ in Schwaben.

Wieder einmal mehr lag die auslösende Schadenquelle in einem desolat gewordenen Dachstuhl, das, durch Alterung instabil geworden, eine gefährliche Umverteilung des Auflastdruckes bedingt und etwa zum Ausweichen der Langhausmauern und der Türme um mehr als 20 Zentimeter aus dem Lot und zu Zerreißen in den Gewölbenelementen geführt hatte. Der komplizierte Einbau von stabilisierenden Stahlbetondecken und -verspannelementen in den Türmen und über dem Schiff, das Einziehen eines neuen, zusätzlichen Dachstuhls oder das den Mauerwerksverband festigende Verpressen von Zement sind nur einige der durchgeführten, den Baubestand sichernden Maßnahmen, die alles in allem schließlich den Einsatz von über 5,5 Millionen DM erforderlich machten und im Spätjahr 1973 zum glücklichen Abschluß gebracht wurden.



BLICK DURCH DAS LANGHAUS IN DEN CHOR DER SCHÖNENBERGKIRCHE NACH DER RENOVIERUNG. *Den Sicherungsarbeiten am Baubestand folgte eine gründliche restaurative Überholung des Innenraumes (Restaurator Norbert Eckert, Bad Mergentheim). Die unter späterer Übertünchung verschwundene, sehr dezente Umbra- und Ockertönung kam zurück, die Deckenmalereien des Melchior Steidl fanden ihre frohe Farbigkeit wieder und insbesondere wurden die starkplastischen Stukkaturen, die der Ellwanger Melchior Paulus nach Entwürfen des Carlo Mario Pozzi nach dem Kirchenbrand von 1709 schuf, gefestigt, ergänzt und neu gefaßt (Fa. Schaller, Neuhausen). Ebenso die prachtvollen, meist von Kaspar Buchmüller geschaffenen Altäre und die 1706 von M. Paulus gestaltete Kanzel.*



DER LORENZENHOF. Ein Bauwerk von 1502, vertritt er den Typus des Kinzigtäler Hauses.

Hermann Schilli: Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, Ortenaukreis

Der Schwarzwald ist ein Waldgebirge mit feucht-kühlem Klima, kurzen Sommern und langen schneereichen Wintern. Dieses Waldland wurde in der Zeit vom 10. bis 14. Jahrhundert gerodet. Hierbei waren neben den beteiligten weltlichen Herrschaften, die Benediktiner führend. Diese Herrschaften erließen im Zuge der Rodung recht unterschiedliche Gesetze, die sich im Verein mit den Bedingungen des Naturraumes in acht Hausformen niederschlugen. Es sind dies: 1. das Kinzigtäler Haus (Abb. oben), 2. das vereinfachte Kinzigtäler Haus, 3. das Gutacher Haus (Abb. rechts oben), 4. das Ältere „Heidenhaus“ (Abb. rechts unten), 5. das Jüngere „Heidenhaus“, 6. das Zartener Haus, 7. das Schauinslandhaus und 8. das Hotzenhaus.

Hiervon sind aus der Landschaft bis auf wenige Objekte verschwunden die Formen 1, 3, 4, 6 und 8. Die stehengebliebenen Häuser haben jedoch durchweg ihre charakteristischen Merkmale eingebüßt. So wurden der kraftvolle Säulen-Bohlenbau durch Mauerwerk, die Stroh- und Schindeldächer durch Harddächer und die anheimelnden Fensterbänder und Fenstererker durch Kreuzstockfenster und sprossenlose Fenster ersetzt.

Von der Denkmalpflege können die Schwarzwaldhäuser auf die Dauer nicht erhalten werden. Ihre hölzerne Bausubstanz ist einmal überaltert, und zum andern sind sie für die heutigen Ein-Mann-Betriebe mit ihrem Maschinenpark unzweckmäßig; auch verursacht ihre Unterhaltung erhebliche Kosten. Die Umgestaltung der restlichen Schwarzwaldhäuser ist daher in vollem Gang und die wenigen überkommenen Bauten, die noch bis in unser Jahrhundert hinein die Schwarzwälder Kulturlandschaft geprägt haben, werden in wenigen Jahren verschwunden sein.

Als daher im Jahre 1962 der prachtvolle Vogtsbauernhof (Abb. rechts) in Gutach abgebrochen werden sollte, schlug ich dem Kultusministerium in Stuttgart über den damaligen Leiter des Denkmalamtes Freiburg, Herrn Hauptkonservator Martin Hesselbacher, vor, diesen Hof zunächst als Denkmalhof zu erhalten und ihn in den folgenden Jahren als Mittelpunkt eines regionalen Freilichtmuseums zu verwerten. Durch Zuerwerb sollten noch zwei weitere aussagekräftige Höfe aufgestellt werden, das Kinzigtäler Haus und das Ältere „Heidenhaus“, die beide im Gutachtal bodenständig waren.



DER VOGTSBAUERNHOF. 1570 entstanden. Beispiel für den Typus des Gutacher Hauses.

DER HIPPENSEPPENHOF. Erbaut 1598, repräsentiert er den Typus des älteren „Heidenhauses“.





KINZIGTÄLER SPEICHER *aus dem Jahre 1601*



ALTENHÄUSLE *von 1652*



HOCHSCHWARZWÄLDER SPEICHER von 1590 mit einer 1736 erbauten Hofkapelle

Herr Hesselbacher griff den Vorschlag auf, und der zuständige Referent, Ministerialrat Dr. v. Alberti, gab grünes Licht für die Durchführung dieses Planes. Dabei sollte der damals noch bestehende Kreis Wolfach Eigentümer des Museums werden, und das Land Baden-Württemberg sollte das Vorhaben finanzieren.

Die hierauf erfolgte großzügige Förderung durch das Land und die Beiträge des ehemaligen Kreises Wolfach und seines Nachfolgers, des Ortenaukreises mit dem Sitz in Offenburg, haben es dann auch ermöglicht, daß in der Zeit von 1963 bis heute das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ zu einer einzigartigen Dokumentation der Schwarzwälder Hausgeschichte und damit der Wohnkultur und der Arbeitswelt der Wäldler geschaffen wurde. Ich konnte zu dem Vogtsbauernhof noch den Hippenseppenhof und den Lorenzenhof sowie ein Kinzigtäler Altenhäuschen erwerben und versetzen.

Dem Versetzen der Häuser gingen Bauaufnahmen im Maßstab 1:20 voraus. In diese wurden beim Abschlagen die gezeichneten Hölzer eingetragen. Die verwurmtten und kranken wurden in einer Holzliste vermerkt, und der Säger mußte sie durch neue ersetzen. Die ausgeschiedenen Hölzer wurden auf der Abbruchstelle verbrannt.

Jeder Schwarzwaldhof war ein Selbstversorgungsbetrieb. Er bedurfte daher einer Reihe von Nebengebäuden, wie sie auf den Hofreiten der Häuser wieder aufgestellt sind. Es sind dies – außer dem Häuschen für den Altbauern, das auch zum Bild eines Schwarzwaldhofes gehört (Abb. links) – ein Kinzigtäler (Abb. links

oben) und ein Hochschwarzwälder Speicher mit daneben stehender Hofkapelle (Abb. oben), eine Hausmahlmühle, ein Back- und Brennhausle, ein Backofen, zwei Sägemühlen – eine ältere Plotz- oder Klopfsäge und eine Gattersäge mit Kurbelantrieb, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Klopfsäge ablöste – eine Hanfrcibe, eine Hammerschmiede und eine Ölmühle. Zu diesen Bauten gesellt sich noch ein Kohlenmeiler, der ebenfalls zur Ausstattung eines „Heidenhauses“ gehörte.

Die aufgezählten Nebenbauten sind technisch überaltet und daher abgängig. Von der Denkmalpflege können auch sie nicht mehr erhalten werden, weil sie sich keiner neuen Verwendung zuführen lassen.

Mit dem Pfortnerhaus, das in vereinfachter Kinzigtäler Art erbaut ist, sind es 18 Bauten und zwei Grenzsteine, die auf einem Areal von 3 ha 85 qm stehen.

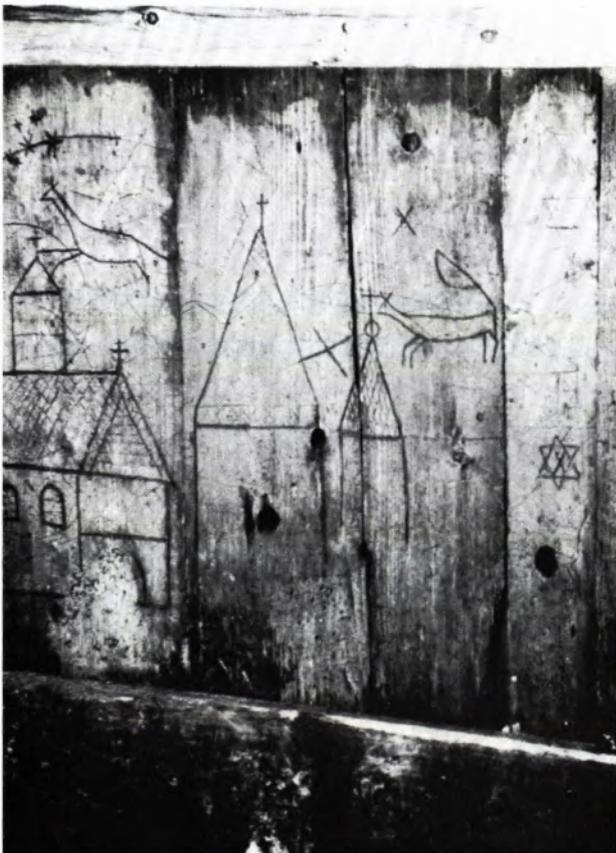
Es standen tatkräftig hinter meinem Werk Hauptkonservator Hesselbacher, Alt-Regierungspräsident Dichtel, Oberregierungsdirektor Walz, die Landräte von Wolfach Hess und Ackenheil und ihr Nachfolger im Ortenaukreis, Landrat Dr. Gamber, sowie die Verwaltungsoberräte dieser Kreise, die Herren Loritz und Moser. Erwähnt werden müssen auch die Zimmermeister Jakob Schneider und Fritz Kasper in Gutach.

Für die Bauten wurden durch das Land 1 355 262 DM aufgebracht. Dazu kamen noch 3 306 905 DM, die von den beiden Kreisen zur Verfügung gestellt wurden, und zwar für den Erwerb von Grundstücken, für Wegebauten, die Umzäunung, den Bau des Parkplatzes mit Toilette, für Personalkosten, Druck des Museumsführers, sowie die Errichtung einer Hammerschmiede



WOHNRAUM MIT HERRGOTTSWINKEL IM HIPPENSEPPENHOF

RITZZEICHEN AUF HOLZBOHLEN IM HIPPENSEPPENHOF



und einer Ölmühle. 85 000 DM erhielt das Museum aus Werbefunkmitteln, die für die Ausstattung der Häuser mit Hausrat und landwirtschaftlichen Geräten verbraucht wurden. Diesen Ausgaben stehen die Einnahmen aus Eintrittsgeldern, Fremdenverkehrsförderung, Verkauf von Museumsführer und Sonstigem in Höhe von 1 606 643 DM gegenüber.

Abschließend darf vermerkt werden, daß sich dieses Museum mit seinen vom Alter gedunkelten großen Häusern und seinen Nebenbauten, die zum Inbegriff der Schwarzwälder Kulturlandschaft und ihres Waldbauerntums geworden sind, großer Beliebtheit erfreut, wie die Besucherzahlen ausweisen. 1974 rechnen wir mit rund 373 000 Gästen. Ihnen erleichtert ein reich bebildeter Führer die Übersicht und das Verständnis.

ZUM AUTOR: *Professor Hermann Schilli, Freiburg, Initiator und kundiger Betreuer des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ bei Gutach im Schwarzwald, ist als profunder Kenner der Schwarzwälder Holzbaukunst langjährig schon als Berater des Denkmalamtes tätig gewesen.*

Eckart Hannmann: Zum Thema Werbeanlagen

Drei Beispiele aus Rottenburg a. N., Kreis Tübingen

Zu den täglichen Routinearbeiten des Denkmalpflegers gehört neben anderem auch die Beurteilung von Werbeanlagen, die entweder an Kulturdenkmälern selber oder in ihrem Umgebungsbereich angebracht werden sollen. § 17 der Landesbauordnung definiert den Begriff der Werbeanlage wie folgt: „Anlagen der Außenwerbung (Werbeanlagen) sind alle örtlich gebundenen Einrichtungen, die der Ankündigung oder Anpreisung oder als Hinweis auf Gewerbe oder Beruf dienen und vom öffentlichen Verkehrsraum aus sichtbar sind. Hierzu gehören vor allem Schilder, sonstige Anschläge, Beschriftungen, Bemalungen, Lichtwerbungen, Schaukästen sowie für Anschläge oder Lichtwerbung bestimmte Säulen, Tafeln und Flächen.“

Auch wenn Werbeanlagen in der Regel nicht die Substanz von Baudenkmalen zerstören und derartige Anlagen, bedingt durch wechselnde Gebäudenutzungen, häufig verändert werden und obendrein hinsichtlich ihrer Gestaltung einem starken modischen Trend unterworfen sind, können dennoch hypertroph konzipierte Reklamen und ihre Massierung das optische Erscheinungsbild von Kulturdenkmälern empfindlich beeinträchtigen und verunstalten. Das Bemühen des Denkmalpflegers geht deshalb immer dahin, die Werbung auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, ihr das Laute, Marktschreierische zu nehmen. Und hier setzt natürlich gleich der Konflikt mit demjenigen ein, der auf seinen Namen oder ein bestimmtes Produkt hinweisen will. Liegt es doch im Wesen der Werbung begründet, Aufmerksamkeit zu erregen.

In der Erkenntnis, daß vor allem historische Ortsbilder einen besonderen Schutz vor Verunstaltungen genießen müssen, haben zahlreiche sich ihrer geschichtlichen Verantwortung bewußte Stadt- und Gemeindeverwaltungen des In- und Auslandes Ortsbausatzungen verabschiedet, in denen mehr oder weniger detailliert auch Aussagen über eine passende Gestaltung von Werbeanlagen getroffen werden. Einige Orte wie Miltenberg in Bayern oder, um einige aus dem südwestdeutschen Raum zu nennen, Calw, Rottweil, Isny und Überlingen haben sogar spezielle Satzungen über Werbeanlagen erlassen. Dies zeigt deutlich, wie wichtig das Thema genommen wird und welches öffentliche Interesse an der Erhaltung eines ungestörten Ortsbildes besteht. In erster Linie durch entsprechende Ortsbausatzungen, dann erst durch Denkmalschutzgesetze wird man historische Stadtanlagen vor ausufernden, sich gegenseitig übertrumpfenden Reklamen bewahren können. Denn der beste Schutz ist immer der, der nicht von oben durch irgendwo in der Ferne sitzende Denkmalämter bewirkt wird, sondern der, der von einer verantwortungsbewußten, unmittelbar be-

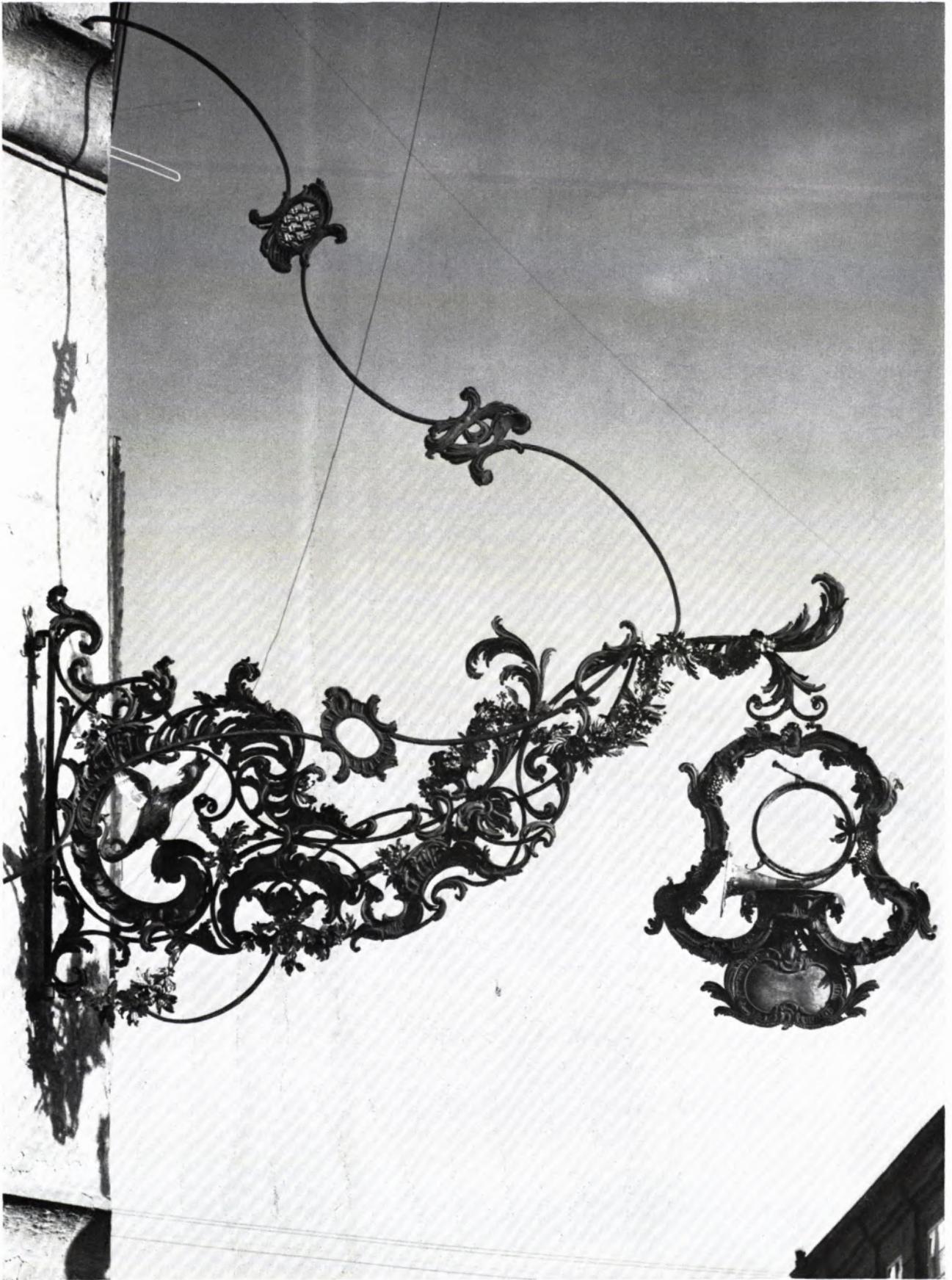
troffenen Bürgerschaft selber, d. h. ihrer gewählten Vertretung, ausgeht.

Werbeanlagen hat es bereits in frühgeschichtlicher Zeit gegeben. Zu den ältesten erhaltenen Beispielen zählt das aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert stammende, in Ägypten gefundene Aushängeschild eines Traumdeuters. In größerer Zahl sind entsprechende Schilder und werbende Wandmalereien aus dem gesamten römischen Reich bekannt.

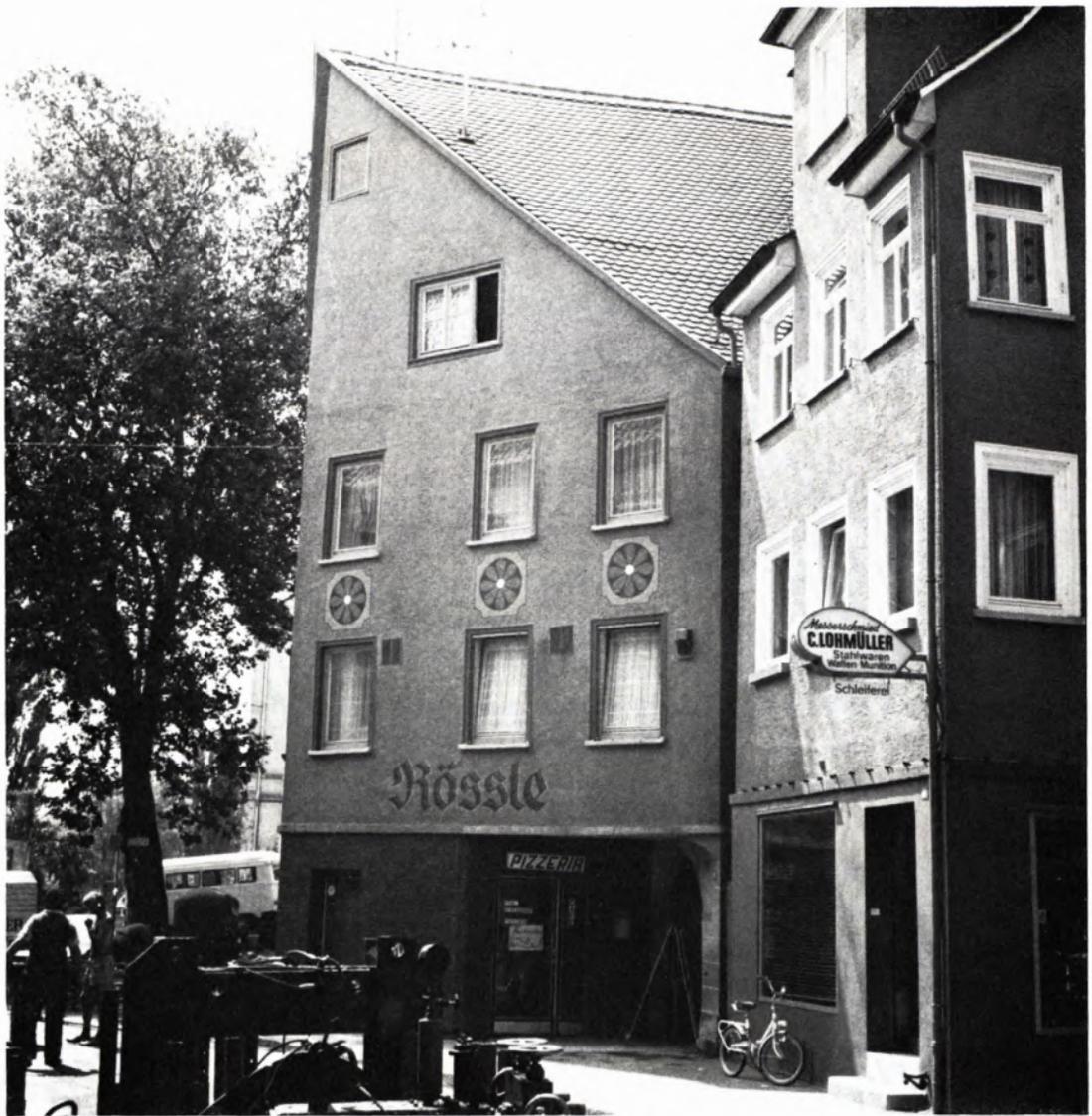
In der Regel genügten alle diese Anlagen künstlerischen Ansprüchen. Gleiches läßt sich auch noch von vielen mittelalterlichen und späteren Werbeanlagen feststellen. Daß sich sogar erstarrte Künstler mit dem Thema befaßten, belegen zwei berühmte Beispiele: Das von Hans und Ambrosius Holbein 1516 gemalte Aushängeschild eines Schulmeisters (Basel, Museum) und das von Jean-Antoine Watteau 1720 gemalte Firmenschild des Pariser Kunsthändlers Gersaint (Berlin, Museum Dahlem). Bis ins 19. Jahrhundert hinein haben bekannte Künstler immer wieder auf diesem Gebiet der angewandten Kunst gearbeitet. Die Mehrzahl der erhaltenen, heute meist in Museen befindlichen Werbeanlagen fertigten jedoch unbekannte Maler und Kunsthandwerker. Ihre Werke lassen sich zumeist unter dem Begriff der volkstümlichen Kunst einordnen.

Von einem namentlich nicht mehr bekannten Kunstschlosser wurde um 1770 das Wirtshausschild des ehemaligen Gasthofes Waldhorn in Rottenburg gearbeitet, das zu den schönsten schmiedeeisernen Auslegern Südwestdeutschlands zählt (Abb. S. 32). In seiner überreichen, schwingenden Ornamentik ist es ein typisches Beispiel für das Kunsthandwerk des Rokoko.

Leider ist das Waldhornschild schon seit längerer Zeit nicht mehr an seinem Platz. Es verstaubt auf einem Dachboden. Obwohl das Haus Waldhorn als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung unter Denkmalschutz steht und obwohl das Landesdenkmalamt einen Zuschuß für die Instandsetzung des Waldhornschildes in Aussicht gestellt hat, ist der Eigentümer bisher nicht zu bewegen gewesen, das prachtvolle Schild wieder anzubringen. Auch der Umstand, daß die Stadt Rottenburg 1974 ihre 700-Jahr-Feier beging und man zu diesem Zweck zahlreiche Renovierungen im Altstadtgebiet durchführte und das Schild in der zum Stadtjubiläum erschienenen Festschrift in Großaufnahme abgebildet wurde, konnte beim Eigentümer keinen Sinneswandel herbeiführen. Um die Anbringung dieses weit über Rottenburg hinaus bekannten Gasthauschildes zu erreichen, werden womöglich alle gegebenen rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft werden müssen.



WIRTSCHAUSSCHILD „ZUM WALDHORN“ (Rottenburg, Privatbesitz). Um 1770 entstanden, ist er ein prachtvolles Beispiel für eine künstlerisch gestaltete Werbeanlage.



DIE GASTSTÄTTE „RÖSSLE“. Schrift und Rosettendekor üben eine dezent-eindringliche Werbe- und Anzeigenwirkung aus.

Zwei in diesem Jahr unter Beratung des Landesdenkmalamtes entstandene Werbeanlagen, die sich nach unserer Auffassung harmonisch in das Altstadtbild von Rottenburg einfügen, befinden sich am Haus Königstraße 68 und Marktplatz 13. Gemeinsam ist beiden, daß man auf jegliche direkte oder indirekte Beleuchtung verzichtete und stattdessen eine gemalte Schrift wählte. Da ein Verzicht auf Leuchtwerbung im Interesse des Altstadtbildes und in Respekt vor benachbarten Kulturdenkmalen nicht selbstverständlich ist, sollen beide Anlagen hier als nachahmenswerte Beispiele kurz vorgestellt werden.

Als die alte Gaststätte „Rössle“ in der Königstraße einen neuen Anstrich bekommen sollte, wurde das Landesdenkmalamt beratend zugezogen. Das an der Giebelseite stumpfwinklig gebrochene Haus (Abb. oben), das schon vor Jahren einmal umgebaut worden war und dabei leider die Sprossenteilung der Fenster und die Fensterläden verloren hatte, erhielt jetzt einen kräftigen blauen Anstrich. Damit markiert das aus der Flucht der Königstraße vorspringende und daher schon von weitem wahrnehmbare Gebäude unübersehbar die

Begrenzung der Altstadt. Um das seiner architektonischen Gliederung beraubte Haus zusätzlich mit bescheidenen Mitteln der Fassadenmalerei zu betonen, entstanden zwischen den beiden Obergeschossen Rosetten. Der in Fraktur ausgeführte Schriftzug „Rössle“ ist in rotvioletter Farbe gehalten. Schmale weiße Linien begleiten rahmend die einzelnen Buchstaben. Lediglich am Anfangsbuchstaben löst sich der weiße Begleitstrich und rollt sich spiralförmig ein.

Auch das neben dem Dom am Marktplatz liegende Haus Nr. 13 wurde unter Beteiligung des Landesdenkmalamtes als Gaststätte umgebaut und instandgesetzt (Abb. Seite 34). Die Fassade erhielt einen grünen Anstrich. Zwischen den Fenstern des ersten Obergeschosses wurde ein altes handgeschmiedetes Firmenzeichen einer Rottenburger Kunstschlosserei angebracht. Obwohl der Ausleger mit seinem vergoldeten Schlüssel schon auf den Namen der Gaststätte „Goldener Schlüssel“ hinweist, genügte dem Bauherrn diese Art der Werbung allein noch nicht. Nachdem verschiedene Vorschläge einer Leuchtwerbung vom Landesdenkmalamt wegen der unmittelbaren Nähe des Domes ab-



GASTHAUS „ZUM GOLDENEN SCHLÜSSEL“. Der alte handgeschmiedete Ausleger und die ockerfarben gehaltene Schrift geben ein Beispiel dafür, welche Art von Werbeanlage sich schadlos und doch zweckentsprechend in einen alten Straßenraum einfügen läßt.

gelehnt worden waren, einigte man sich auf einen gemalten Schriftzug über dem Erdgeschoß. Als Schriftart wählte man wiederum die Fraktur. Die einzelnen Buchstaben sind ockerfarben. Auf den ersten Blick meint man, daß die zusätzlich mit Blau und Rot ausgefüllten reichverzierten Initialen von mittelalterlichen Vorbildern übernommen sind. Beim näheren Betrachten erkennt man jedoch deutlich den am Jugendstil orientierten Duktus heutiger Ornamentik.

Sowohl das „Rössle“ wie auch der „Goldene Schlüssel“ sind Beispiele dafür, daß es bei einigem Verständnis auch in unserer Zeit noch ohne Leuchtschriften, Transparente etc. geht. Ein besonders eindrucksvolles und vorbildhaftes Beispiel gibt in dieser Beziehung die Stadt Dinkelsbühl. Innerhalb ihrer Altstadtmauern gibt es keine einzige Leuchtreklame.

Im Gefolge raschen Wirtschaftswachstums und erhöhten Konsums versucht man, die Konkurrenz durch immer aufwendigere Werbeanlagen zu übertreffen. Wie man besonders in Großstädten beobachten kann, ist

dies eine Schraube ohne Ende. In einer Zeit, in der eine Rückbesinnung auf den Wert historischer Altstädte, auf ihr menschliches Maß eingesetzt hat, dürfen auch Werbeanlagen keinen Beitrag mehr zu einer optischen Umweltverschmutzung leisten.

ZUM AUTOR: Eckart Hannmann, Dr. phil., ist bei der Außenstelle Tübingen des LDA für die Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Tübingen tätig.

W. Noeske/H. Krins: Kunstlieb — ein neuer Beruf?

Zu den trübsteigsten Erfahrungen, die die Denkmalpflege in ihrem mit Widerständen und Kampfsituationen reichlich angefüllten Arbeitsalltag zusätzlich erleben muß, gehört seit geraumer Zeit die Konfrontation mit dem Kunstdiebstahl. Dieser Raub fremden Eigentums, der insbesondere die öffentlich ausgestellten und im öffentlichen Besitz befindlichen Kunstwerke betrifft, ist abgesehen vom moralischen Aspekt deshalb so besorgniserregend, weil die bei dem Verbrechen gebotene Eile zu rücksichtslosem Vorgehen zwingt und damit zur Zerstörung der Kunstwerke beiträgt. Plastiken werden aus ihren Halterungen gerissen, Ölbilder zum leichteren Davonschaffen aus ihren Rahmen geschnitten, oder die Werke werden, um sie für eine Fahndung unkenntlich zu machen, durch Überschnitzen, durch Übermalen oder durch sonstige Veränderungen ihrer kennzeichnenden Eigenschaften beraubt, da es sich hier zumeist um Diebesaufträge

eines unseriösen Kunsthandels dreht. Der dokumentarische Wert und die künstlerische Aussage sind damit verletzt oder für immer vernichtet.

Was ist dagegen zu tun? Es gibt verschiedene Möglichkeiten von Alarmsicherungen, deren Anwendungen aber vielfach, zumal bei kleineren Gemeinden, an der Finanzierung scheitern oder die durch Ungunst der örtlichen Verhältnisse wenig wirksam sind.

Kommt es darum zu einem Raub, dann ist es immer nützlich, einer größeren Öffentlichkeit den geraubten Gegenstand in Wort und Bild zu beschreiben. Durch die damit geschärfte und erhöhte Aufmerksamkeit könnte dann der Zufall, z. B. bei Kauf oder Besichtigung von Antiquitäten, auf eine Spur führen.

Vier dieser betrüblichen Ereignisse von Kunstraub, in jüngster Zeit in unserem Raum geschehen, seien hiermit vorgestellt:

Gestohlen:

MADONNA MIT KIND ÜBER DER MONDSICHEL aus der Neithartkapelle des Ulmer Münsters.

Material: Holz

Höhe: 55 Zentimeter

Fassung: Die Krone vergoldet; Kopftuch weiß; das Kleid zeigt dunkelrote und -blaue Muster über blauem Grund; der Mantel ist außen vergoldet, innen blau; die Mondsichel mit Gesicht ist vergoldet.

Die Marienfigur stand zusammen mit acht Heiligen in einer Predella am Ostfenster der Neithartkapelle; sie ist auf 1491 datiert und mit J+S signiert.

Am 30. Juni 1973 wurde die Plastik vom Münstermesner noch an ihrem Ort gesehen, am Folgetag aber vermisst. Der sofort benachrichtigte Münsterbaumeister Lorenz hat das nebenstehend abgebildete Fahndungsfoto unverzüglich der Polizei zugänglich gemacht. Die Ulmer und Neu-Ulmer Presse brachte mehrere Bildberichte, doch verliert bisher jegliches Fahndungsbemühen ohne greifbaren Erfolg. Die Holzplastik, die mit drei Schrauben an der Predellrückwand befestigt war, dürfte im übrigen beim gewaltsamen Herausreißen aus ihrer Verankerung zumindest auf der Rückseite erheblich verletzt worden sein.





Gestohlen:

TAFELBILD „PFINGSTWUNDER“ aus dem Bodensee-Museum in Friedrichshafen.

Material: Ölmalerei auf Föhrenholztafel

Format: quadratisch (über Eck), Seitenlänge rd. 38 Zentimeter

Bildgegenstand: Das Pfingstwunder; die Umschrift auf Goldgrund lautet: DAS SEND DIE 10 FRAED MARIA DER ALLER RAINESTEN JUNCKFRAWEN UD DER MUOTER GOCZ ANNO DNI 1487.

Das Bild hing am 16. September 1974 noch an seinem Platz. An diesem Tag war das Museum geschlossen. Am 19. September wurde der Diebstahl noch vor der Öffnung des Museums entdeckt. Das Bild muß also am 17. oder 18. September entwendet worden sein, und zwar, da Spuren eines gewaltsamen Einbruchs fehlen, während der normalen Besuchszeiten (10–12; 14–17 Uhr).

Der Diebstahl wurde dem Kriminalkommissariat Friedrichshafen angezeigt. Die wichtigsten Antiquariate und Kunsthandlungen im süddeutschen und nordschweizer Raum wurden verständigt und vor dem Ankauf gewarnt. Ebenso wurden die örtliche Presse und verschiedene Kunstzeitschriften um – eine bisher leider ergebnislose – Mithilfe bei der Fahndung gebeten.

Gestohlen:

SCHNITZFIGUR DES HL. MATTHÄUS von der Kanzel der katholischen Pfarrkirche zu Frickingen, Bodenseekreis.

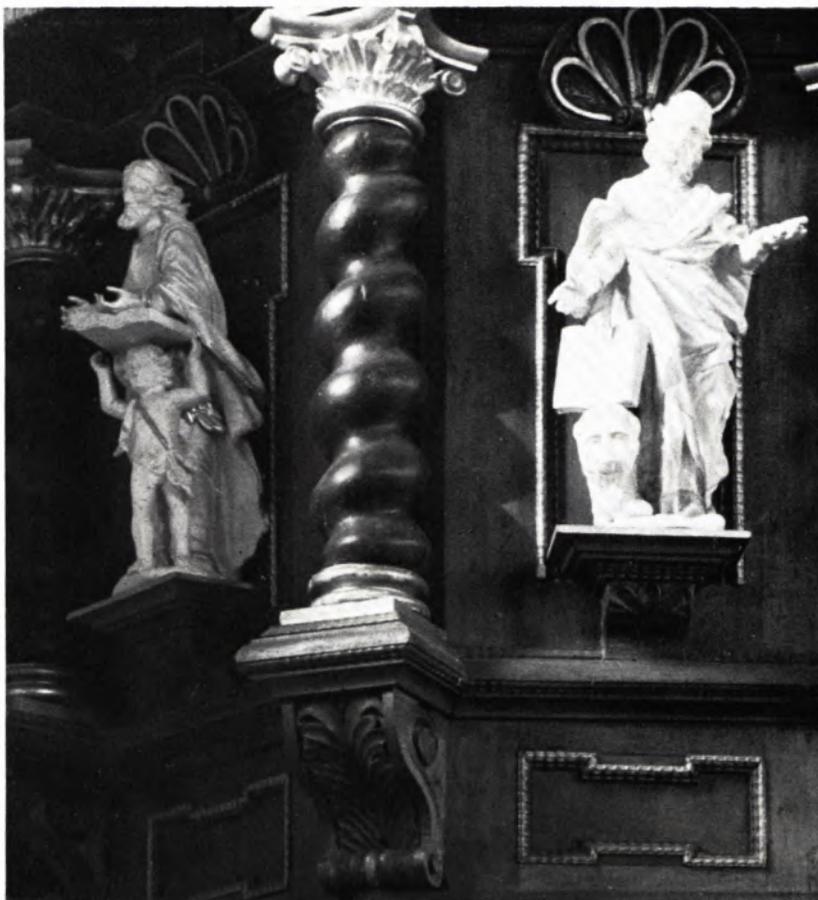
Material: Holz

Höhe: 42 Zentimeter

Bildgegenstand: Gestalt des Matthäus mit den Attributen Engel und Buch

Fassung: Weiß, die Gewandsäume und die Flügel des Engels vergoldet

Die Matthäusplastik stand mit den Figuren der drei anderen Evangelisten vor dem Korb der auf 1701 datierten Frickinger Kanzel. Ihr Fehlen wurde am 27. Juli 1974 bemerkt. Der Diebstahl muß tagsüber geschehen sein, da die Kirche nachts geschlossen gehalten wird und an Fenstern und Türen keine Einbruchsspuren festgestellt werden konnten. Da die Figur aus ihrer Verankerung gerissen wurde, hat sie sehr wahrscheinlich Beschädigungen erlitten.



Gestohlen:

PIETA aus der Kapelle von Gebhardsweiler, Bodenseekreis.

Material: Lindenholz

Höhe: 48 Zentimeter

Fassung: mehrfarbiger Anstrich des 19. Jahrhunderts

Der Diebstahl der durch eine auffallend breite Sitzbank ausgezeichneten, aus dem 15. Jahrhundert stammenden Pieta wurde Anfang August 1974 bemerkt. Mit ihr zusammen wurde vom gleichen Ort ein Grabchristus des 17. Jahrhunderts (1,26 Meter lang, neuer Anstrich über älterer Fassung) entwendet.



. . . und gleich ein erster Nachtrag:

Kaum war die für das Nachrichtenblatt bestimmte Zusammenfassung einiger Kunstdiebstähle auf dem Postweg (und das Manuskript zum Setzen gegangen . . .), trafen zwei weitere Meldungen von Kunstdiebereien ein: Zwei Kircheneinbrüche mit einer Beute von nicht weniger als 13(!) Putten und Engeln.

Die Auswahl der gestohlenen Objekte zeigt nur zu deutlich, wie stimulierend sich das nahe Weihnachtsfest auf den zwielichtigen Handel mit jenen Himmels-

boten auswirkt. Der traditionelle Rauschgoldengel tut es für manchen Zeitgenossen offenbar nicht mehr: Original-Barock muß her, mit demütiger Gebärde oder niedlichem Kindergesicht, lockigem Haar und echtem Blattgold auf den Flügeln – Frohe Weihnacht!

ZU DEN AUTOREN: Wolfram Noeske, Dipl.-Ing., leitet die Außenstelle Tübingen des LDA; Hubert Krins, Dr. phil. und Konservator, ist ebenda Referent. Beide nehmen Belange der Bau- und Kunstdenkmalspflege im Regierungsbezirk Tübingen wahr.



Gestohlen:

ZWEI SCHWEBENDE ENGEL aus der Heiligkreuzkapelle in Brochenzell, Gemeinde Meckenbeuren, Bodenseekreis.

Material: Holz

Höhe: cirka 60 Zentimeter

Fassung: mehrfarbig

Die offene Kapelle wurde 1622 errichtet und mit einer Kreuzigungsgruppe ausgestattet. Die beiden zu Füßen Christi schwebenden Engel wurden wahrscheinlich bereits Ende Oktober 1974 gestohlen. Von einer der Figuren brach ein Flügel ab und blieb am Tatort zurück.

Gestohlen:

DIVERSE ENGELFIGUREN, PUTTEN UND PUTTENKÖPFE aus der Wallfahrtskirche St. Maria in Rötsee, Gemeinde Kißlegg, Kreis Ravensburg.

Im einzelnen:

(Bild rechts oben) 4 Puttenköpfe, Holz, farbig gefaßt, vom Korb der Kanzel. 1748 von Konrad Hegenauer.

(Bild rechts Mitte) 3 Engel mit ausgebreiteten Flügeln, Holz, farbig gefaßt, von den Seitenaltären. 1748 von Konrad Hegenauer.

(Bild rechts unten) 4 Putten, Holz, farbig gefaßt, vom Wandaufbau des Grabes des sel. Ratperonius. Mitte 18. Jahrhundert.



Der Täter drang in der Nacht zum 26. November 1974 durch ein Seitenfenster in die mit einer reichen Barockausstattung versehene Kirche ein. Auf dem gleichen Wege wurde bereits im November 1972 ein Diebszug ausgeführt und dabei einige der nun neuerlich entwendeten (damals bald nach der Tat sichergestellten) Figuren gestohlen.

Hartmann Reim: **Ausgrabungen
im römischen Sumelocenna (Rottenburg),
Kreis Tübingen**

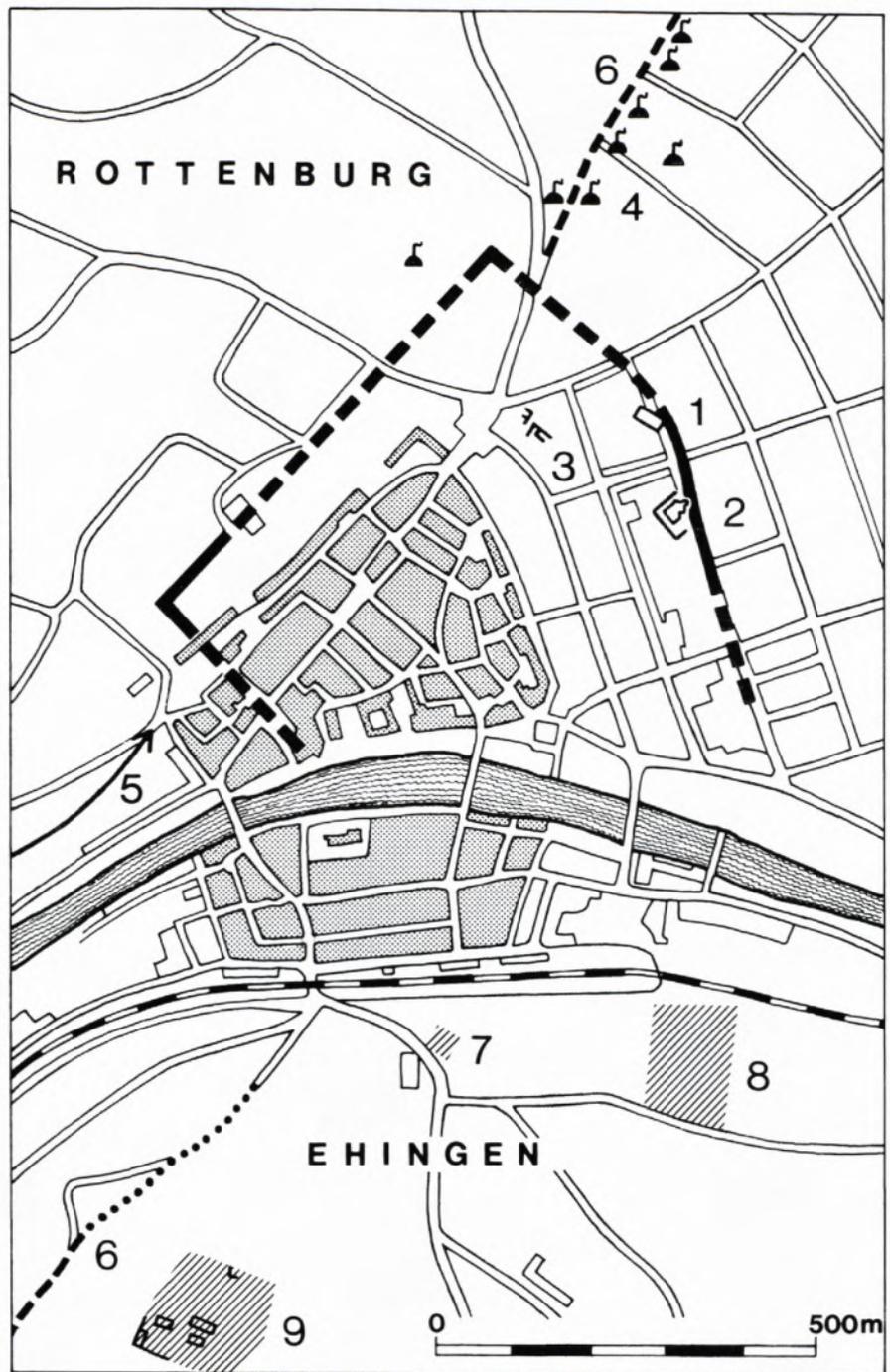
Im Jahre 1973 wurde der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes im Zusammenhang mit der Stadtsanierung Rottenburgs ein Bebauungsplan vorgelegt, der östlich des Eugen-Bolz-Platzes in der Sülchenstraße ein größeres Areal zur Bebauung vorsieht. In diesem Bereich mußte mit römischen Befunden gerechnet werden, liegt das Baugelände doch innerhalb des Mauerrings, der das antike Rottenburg, das römische Sumelocenna, einst umgab. Eine archäologische Untersuchung schien deshalb angezeigt und war aus denkmalpflegerischen Gründen von besonderer Wichtigkeit, da über die Bebauung und innere Struktur des römischen Rottenburg bisher noch wenig bekannt ist, Sumelocenna aber, wie wir aus Inschriften und anderen Quellen wissen, zu den bedeutendsten Siedlungen im südwestdeutschen Raum zählte. Die Grabung sollte einen Einblick geben in die antike Bebauung und Architektur, ist es doch das Endziel denkmalpflegerischen Bemühens, den Stadtplan und die Besiedlungsgeschichte des römischen Rottenburg möglichst weit klarzulegen.

Die Beschäftigung mit den römischen Altertümern von Rottenburg setzte schon frühzeitig ein. Andreas Rützel, ein gebürtiger Rottenburger, sammelte bereits um 1530 Münzen und Inschriften aus seiner Heimatstadt, wie aus einem Brief an den Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer hervorgeht. Mehrere Publikationen römischer Funde, vor allem aber die um 1840 geschriebene römische Geschichte Rottenburgs mit dem Titel „Colonia Sumelocenne“ verdanken wir Domdekan Ignaz v. Jaumann, der von 1814 bis 1862 in Rottenburg wirkte (Abbild. unten). Der Rottenburger Arzt Dr. Franz Paradeis (1860–1932) trug durch vielseitige Beobachtungen zur Lokalisierung des Verlaufs der römischen Stadtmauer bei. In jüngster Zeit wurden vom damaligen Staatlichen Amt für Denkmalpflege Tübingen zahlreiche archäologische Untersuchungen in Rottenburg durchgeführt, unter anderem die Ausgrabung einer Badeanlage im Jahre 1962 sowie 1965 die Grabung in einem römischen Gutshof (villa rustica) im Kreuzerfeld.



IGNAZ VON JAUMANN, Domdekan in Rottenburg von 1814 bis 1862. Ihm verdanken wir die erste römische Geschichte Rottenburgs. Sie erschien 1840 unter dem Titel „Colonia Sumelocenne“. (Die Bildvorlage wird der Landesbibliothek Stuttgart verdankt)

ROTTENBURG (SUMELOCENNA) IN RÖMISCHER ZEIT. Die beachtliche Größe der römischen Siedlung erhellt am Vergleich mit der Ausdehnung der mittelalterlichen Siedlungen von Rottenburg und Ehingen, die auf der Zeichnung durch die gerasterten Flächen gezeigt wird. (1) bezeichnet den Ort des mutmaßlichen Kastellbades (vgl. Abb. Seite 42); (2) lokalisiert die zivile Badeanlage, und (3) weist auf die Lage des Areals der Ausgrabung von 1973/74 hin. Die Töpfereibetriebe (4) lagen an der römischen Straße (6) nach Grinario (Köngen a. N.). Die Wasserversorgung wurde durch die von Westen zugeführte Wasserleitung (5) gesichert. Südwärts vom Neckar lagen einige Gutshöfe (villae rusticae; 7–9), die den Bedarf der Ortsbewohner an landwirtschaftlichen Produkten zu befriedigen hatten.



Der anschließenden Darstellung der neuesten Grabungsfunde seien noch einige Worte zum Gang der römischen Besiedlungsgeschichte vorausgeschickt.

Durch die beiden Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, wurde im Jahre 15 v. Chr. der sogenannte Alpenfeldzug durchgeführt, der die Nordgrenze Italiens sichern sollte, jedoch auch im Zusammenhang mit einer großangelegten Offensive gegen die Germanen gesehen werden muß. Der Plan des Augustus, Germanien bis zur Elbe dem römischen Imperium einzugliedern, scheitert jedoch mit der Niederlage seines Legaten Publius Quinctilius Varus gegen den germanischen Feldherrn Arminius und der völligen Vernichtung seiner Legionen im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. Ein Kapitel römischer Offensivpolitik ging damit zu Ende.

Die Anlage von Binnenlandgarnisonen im Voralpenraum, unter anderem Kempten und Bregenz, gehört in den Rahmen einer neuen, mehr auf Sicherung bedachten Politik. Zu einem erneuten Vorrücken kommt es dann während der Regierungszeit des Claudius (41–54 n. Chr.), als die Grenze bis an die Donau vorverlegt und eine Kastellreihe, der sogenannte Donaulimes, errichtet wird. Eine weitere Grenzkorrektur wird unter Kaiser Vespasian vorgenommen. Um die Verbindung zwischen den Rhein- und Donauprovinzen zu erleichtern, wurde um das Jahr 73 n. Chr. das obere Neckarland besetzt und in diesem Zusammenhang auch ein Kastell in Rottweil (Arae Flaviae) angelegt. Unter Kaiser Domitian (81–86 n. Chr.) wird die Grenze des Imperiums von der Donau auf die Schwäbische Alb vorgeschoben und die sogenannte Alblinie angelegt. Ebenfalls unter seiner Regentschaft wird der



ÜBERRESTE EINES BADES, das, 1962 ausgegraben und später konserviert, möglicherweise einer in Rottenburg stationierten Militäreinheit diente. Dieses eindrucksvolle Zeugnis aus Rottenburgs römischer Vergangenheit steht heute zur Besichtigung offen.

Odenwaldlimes errichtet und mit einer Kastellreihe am Neckar, dem sogenannten Neckarlimes, verbunden.

Ein letztes Mal wird die Reichsgrenze unter Antoninus Pius (138–162 n. Chr.) verändert und der sogenannte obergermanisch-raetische Limes geschaffen. Dieses Befestigungswerk besteht im obergermanischen Teil aus Wall und Graben sowie hölzernen Wachttürmen, im raetischen Teil aus einer mit Wachttürmen gesicherten Steinmauer und zählt mit einer Länge von beinahe 600 Kilometern zu den eindrucksvollsten römischen Hinterlassenschaften und ist ein Kulturdenkmal von außergewöhnlicher Bedeutung.

Der Raum um Rottenburg wurde im Zuge der Errichtung des Neckarlimes in den achtziger Jahren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts dem römischen Im-

perium eingegliedert. Ob in Rottenburg ein Kastell angelegt wurde, ist noch ungeklärt. Die Nennung einer „ala Vallensium“, einer wallisischen Reitereinheit, auf einem Altar, oder Ziegelstempel der 8. Legion (legio VIII Augusta) aus Straßburg, ferner Ritzungen auf einem Sigillata-Gefäß, die eine Centurie des Cottus nennen, könnten auf eine militärische Anlage hinweisen, wenngleich der archäologische Beweis noch angetreten werden müßte. Jedenfalls entsteht in Rottenburg eine römische Siedlung, deren Lage am Nordende des tief eingeschnittenen oberen Neckartales, am Beginn der sich nach Tübingen zu verbreiternden Talauca äußerst günstig gewählt ist. Ihr antiker Name Sumelocenna ist uns aus mehreren Inschriften überliefert. Sie sind zum Teil in Rottenburg selbst gefunden, andere stammen aus Köngen, dem antiken Grinario, ja sogar im klein-

asiatischen Bithynien kam eine Inschrift zutage, deren griechischer Text einen Procurator über das Gebiet von Sumolocenna nennt. Die antiken Quellen zeigen uns, daß das Gebiet um Rottenburg ursprünglich kaiserliches Dominiatland war, was besagt, daß die Bewohner ihr Land vom Kaiser abpachten mußten und keinen Grundbesitz hatten. In späterer Zeit wird Rottenburg Verwaltungsmittelpunkt der „Civitas Sumlocennensis“, einem größeren Gebiet, zu dem auch Königen gehörte.

Soweit das Bild, das die antiken Quellen über das römische Sumlocenna zeichnen. Fragen wir jedoch nach dem Aussehen und der inneren Struktur dieser Siedlung, so haben wir einen Punkt erreicht, wo die historische Überlieferung nicht mehr weiterhelfen kann, sondern nur noch die Archäologie weiterführende Gesichtspunkte aufzuzeigen vermag.

So kennen wir beispielsweise den Verlauf der Befestigungsmauer des römischen Rottenburg recht gut (Abb. S. 41). Es handelt sich um eine Steinmauer mit Wehrgang, der ein breiter Spitzgraben als zusätzliches Anlaufhindernis vorgelegt war. Diese Mauer wurde gegen Ende des 2. oder zu Beginn des 3. nachchristlichen Jahrhunderts errichtet, in einer Zeit, als Süddeutschland von den ersten Vorstößen der germanischen Alamannen erschüttert wurde. Die Mauer umschließt ein Areal, das weit über doppelt so groß war wie Rottenburg im 19. Jahrhundert. Nur bedeutende Orte wurden seinerzeit ummauert, so die römischen Ansiedlungen in Wimpfen a. N. und Ladenburg a. N.

Sieht man von Siedlungsspuren und Bauresten ab, die bei Kanalisationsarbeiten oder sonstigen Baumaßnahmen zufällig angeschnitten wurden, so sind bisher lediglich zwei größere Gebäude innerhalb des Mauerrings bekannt. Im Jahre 1899 wurde im Ostteil der heutigen Stadt eine römische Badeanlage angeschnitten und teilweise untersucht. Im Bauschutt fanden sich Ziegel mit Stempel der „legio VIII Augusta“, der 8. Legion, was zur Annahme berechtigen kann, daß es sich um eine militärische Anlage, also um ein Kastellbad gehandelt hat. Eine weitere Badeanlage wurde 1962 ausgegraben. Diese Anlage, sicher ein Zivilbad, konnte erhalten und restauriert werden und ist als eindrucksvolles Denkmal der römischen Vergangenheit Rottenburgs zur Besichtigung zugänglich (Abb. Seite 42). Die Wasserversorgung der Siedlung war durch eine 7,1 Kilometer lange Wasserleitung gewährleistet, deren Quellfassung im Rommelsbachtal oberhalb von Obernau festgestellt wurde (vgl. Abb. Seite 41). Sie ist die längste im rechtsrheinischen Gebiet.

Im Nordosten der römischen Siedlung, außerhalb der Mauern, wurden beidseits der Jahnstraße Töpferöfen entdeckt (vgl. Abb. S. 41). In diesem Bereich fand sich auch eine Handwerkersiedlung, was uns zeigt, daß das Siedlungsareal vor der Ummauerung größer gewesen sein muß, denn auch östlich der Befestigungsmauer sind Siedlungsreste bekannt geworden.

Ebenfalls im Nordosten, an der römischen Straße nach Königen (Grinario), befand sich ein zur Siedlung gehöriger Brandgräberfriedhof. Ein weiterer Friedhof lag im Osten, 2 Kilometer flußabwärts, ein dritter westlich von Rottenburg in der Neckarhalde. Aus der unmittelbaren Umgebung Rottenburgs sind 10 Gutshöfe bekannt, die die Versorgung der römischen Siedlung si-

herstellten. Besonders zu erwähnen ist die 1965 ausgegrabene Gutsanlage im Kreuzerfeld, südlich von Rottenburg (vgl. Abb. Seite 41).

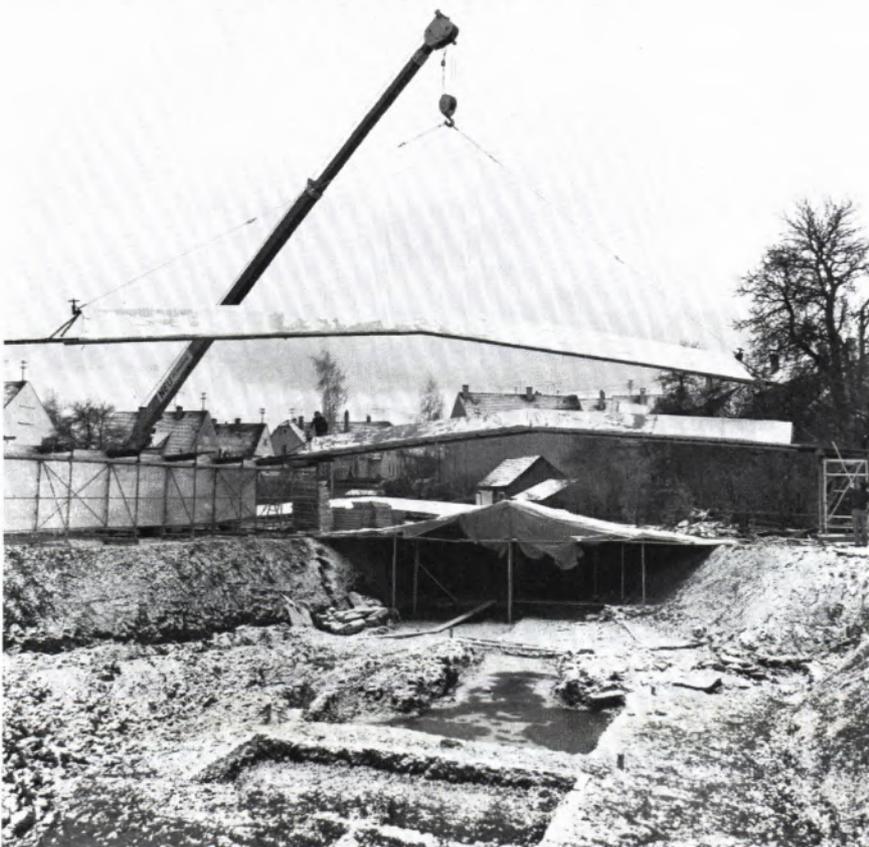
Mit der archäologischen Untersuchung des Baugeländes in der Sülchenstraße wurde im September 1973 begonnen. Da bekannt war, daß in diesem Bereich mit Schwemmlehm Massen gerechnet werden mußte, die nach Auflassung der römischen Siedlung vom Wegentalbach abgelagert worden waren, wurden im Frühjahr 1973 Bohrungen abgetieft, um die Stärke der aufgeschwemmten Lehm Massen zu ermitteln. Es zeigte sich, daß die römischen Siedlungsschichten 2,5 bis 3 Meter unter der heutigen Oberfläche liegen. Der Schwemmlehm wurde zu Beginn der Ausgrabung mit Hilfe eines Baggers abgetragen. Da im Frühjahr 1974 mit den Baumaßnahmen begonnen werden sollte, die Untersuchung aber vor Wintereinbruch nicht abgeschlossen werden konnte, wurde die gesamte Grabungsfläche mit einer Winterbauhalle überdeckt, um eine ungestörte Weiterarbeit auch während der kalten Jahreszeit zu gewährleisten und den Baubeginn nicht zu verzögern (Abb. Seite 44).

Die Grabung konnte Mitte April 1974 abgeschlossen werden. Freigelegt wurden Teile eines großen Stein Gebäudes (Abb. Seite 45), das zu einer Straße hin mit einer Porticus, einem überdachten Säulengang abschloß. Die Fundamente der Porticusstützen wurden in ihrer ursprünglichen Lage angetroffen. Die sorgfältig bearbeitete Türschwelle des Gebäudeeingangs aus hellem Sandstein mit eingearbeiteten Vertiefungen für Türangel und Verriegelung lag ebenfalls noch an Ort und Stelle. Im südlichen Teil des Baues fanden sich eine ganze Säule sowie Fragmente von Säulen mit Basen aus Doppelwülsten. Die Mauerrelikte des Baues sind überwiegend gut erhalten, an einigen Stellen waren sie jedoch ausgebrochen und nur noch schlecht zu erkennen. In zwei Räumen des südlichen Bauteiles hatten sich die Böden aus Mörtelstrich erhalten. Reste von Wandverputz lassen darauf schließen, daß die Wände dieser Räume teils mit geometrischen, teils mit pflanzlichen Ornamenten farbig bemalt waren. Im südlichen Gebäudeteil, auf den Mauern aufliegend, wurden noch Teile von Wasserrinnen angetroffen. Die Rinnen waren in Stubensandsteinblöcke sorgfältig eingearbeitet. Das Gebäude läßt mindestens zwei Steinbauperioden bzw. Umbauphasen erkennen. Nördlich der Straße wurde die Ecke eines weiteren Gebäudes angeschnitten. Es handelt sich um einen Keller, dem zur Straße hin ein Brunnen vorgebaut war (Abb. S. 45). Der Straßenkörper bestand aus eingestampftem Kies. Längsseits der Straße verliefen schmale Abwassergräbchen. Die beiden Steingebäude wurden um die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts errichtet und bestanden bis zur Auflassung der römischen Siedlung um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. Unter den Steinbauten konnten noch die Reste einer Holzbebauung festgestellt werden. Die Holzbauten hatten dieselbe Ausrichtung wie die beiden Steingebäude und können der ältesten römischen Bebauung Rottenburgs zugeschrieben werden.

Das Grabungsgelände wird von Süd nach Nord von einem Spitzgraben durchzogen, der jünger ist als die römische Bebauung und auf Grund von Scherbenfunden ins 14./15. Jahrhundert datiert werden kann. Vielleicht handelt es sich um einen mittelalterlichen Mühlgraben.



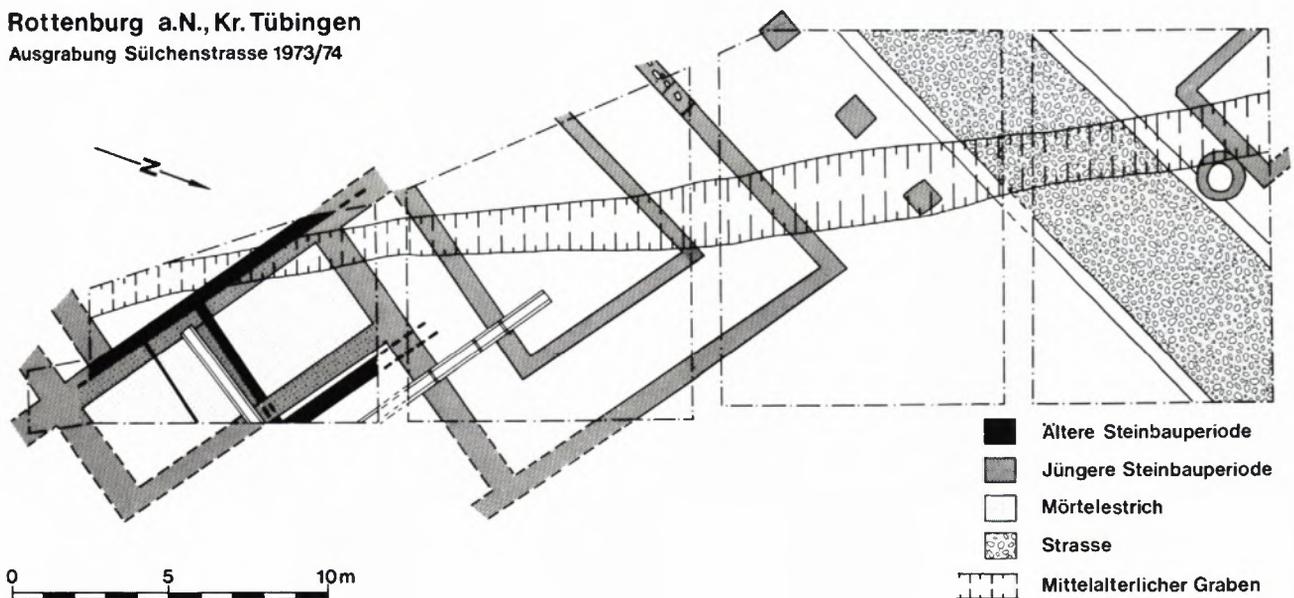
WINTERSCHUTZHALLE ÜBER DEM GRABUNGSAREAL VON 1973/74. Um die Ausgrabung auch über die Wintermonate fortführen und ihre Dauer durch Vermeidung einer winterbedingten Zwangspause abkürzen zu können, wurde die Grabungsfläche mit einer Winterbauhalle überdeckt. Auf der Abbildung unten werden deren 22 Meter lange Dachelemente an Ort gehievt.





DAS GRABUNGSAREAL VON 1973/74. Das Foto oben zeigt den Blick von Westen auf die Grabungsfläche. Vorne die Überreste eines Kellers mit vorgebautem Brunnen, im Hintergrund die Fundamente einer Porticus und eines zweiten Steingebäudes. Der Gesamtplan unten läßt Lage und Größenverhältnisse der Baureste und einen das Grabungsareal durchziehenden Graben (Mühlkanal!) des 14./15. Jahrhunderts erkennen.

Rottenburg a.N., Kr. Tübingen
Ausgrabung Sülchenstrasse 1973/74



Wenn auch die Grabungsfläche, gemessen am Ausmaß der römischen Siedlung, recht gering ist, so läßt sich doch erkennen, daß in Sumelocenna mit großzügiger, monumentaler Architektur gerechnet werden muß. Es scheint auch deutlich zu werden, daß die Straßenzüge nach einem gleichmäßigen rechteckigen Schema angelegt waren, das römische Rottenburg also eine Siedlung mit durchaus städtischem Charakter war. Diese Architektur hebt Sumelocenna von anderen Siedlungen

deutlich ab und unterstreicht auch in dieser Hinsicht seine Stellung als eine der bedeutendsten Siedlungen im römischen Württemberg.

ZUM AUTOR: *Hartmann Reim, Dr. phil. und Konservator, ist bei der Außenstelle Tübingen als Referent für die Belange der Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Tübingen tätig.*

Buchbesprechungen

Neu bearbeitete Franziskaner-Niederlassungen in Baden-Württemberg

im 18. Band der *Alemania Franciscana Antiqua*, Solanusverlag, Landshut 1973.

Von den 348 Seiten des neuen Bandes der *Alemania Franciscana Antiqua* sind mehr als die Hälfte Klöstern und Niederlassungen in Baden-Württemberg gewidmet. Johannes Gatz behandelt das Hospiz des Franziskanerklosters Esslingen in *Stuttgart*, Stiftstraße 8, wo heute der Neubau der Commerzbank steht. Spärlich berichten uns die Quellen über die „Klause an der Mauer“, die zwischen dem Oberen und Kleinen Tor 1447 erstmals erwähnt wurde. Die Schwestern der Dritten Regel des hl. Franziskus wohnten auf dem Grundstück, das heute Schmale Straße Nr. 9–11 bezeichnet ist. Ebenfalls mit Terziarinnen war in Stuttgart die „Klause bei den hohen Krähen“ besetzt. Beide Klausen wandelte Herzog Christoph 1551 in „Deutsche Schulen“ um. Über weitere Beginenhäuser in Stuttgart, die die Regeln des hl. Franziskus beachteten, liegen keine verlässlichen Nachrichten vor.

In *Bad Cannstatt* steht heute noch die Klause „In dem Hof beim Brückentor“, Marktstr. 71.

Derselbe Bearbeiter beschreibt das in einem idyllischen Schwarzwaldtal bei Schenkzell gelegene Kloster *Wittichen*. Die als Selige vom Volk verehrte Schwester Luitgard, deren Leben Berthold von Bombach nach ihrem Tode um 1356 beschrieb, gründete das Terziarinnen-Kloster 1324. Eine spätere Biographie von 1745 illustriert mit reizenden Miniaturen, wie die Schwestern von Oberwolfach beim Bau ihres neuen Klosterleins mithelfen. Heute sind nur noch ein Teil des Klostergebäudes und die Kirche erhalten. Nach mehr als 150jähriger Schirmherrschaft der Grafen von Geroldseck kam die Kastvogtei des Klosters 1500 an Graf Wolfgang von Fürstenberg. Der Herrschaftswechsel war von einschneidender Bedeutung und brachte das einst blühende Kloster an den Rand des Untergangs. Alle

Schwestern hatten unter dem Einfluß der Reformation das Kloster verlassen und nur die Äbtissin Agnes Bremer war zurückgeblieben. Trotz hoffnungsvollem Neubeginn durch Unterstützung anderer Klarissenklöster kam das Kloster nicht mehr zur Blüte, bis die Säkularisation den Besitz der Fürsten von Fürstenberg zu fallen ließ. Vornehmlicher Schmuck ist heute das reich verzierte Renaissanceportal an der Talseite des „Langen Baues“, der wie die Kirche gegen Ende des 17. Jh. entstand. Auf dem Hochaltar von 1687 stehen die Statuen des hl. Franziskus und der hl. Klara. Zwei Seitenaltäre und eine Kanzel, diese aus der Zeit um 1720, schmücken die restaurierte flachgedeckte Kirche. 1858 wurde ein Teil der Klostergebäude abgebrochen. Im Klostermuseum künden heute noch manche Goldschmiedearbeit und andere Kunstwerke von der Zeit der Klarissen.

H. Rommel behandelt die Terziarinnen-niederlassung „zu *Kniebis* auf dem Wald“. Aus der Kapelle des Bruders Ulrich wurde 1267 eine Kirche. Der Versuch, ein Chorherrenstift zu gründen, wurde bald aufgegeben. An der für die Franziskaner wichtigen Straße von ihrer Ordensprovinzhauptstadt Straßburg zu den bedeutenden Klöstern Tübingen, Reutlingen und weiter nach Osten siedelten sich die Terziarinnen auf der Pfalzhöhe an. 1341 wurde das Kloster Priorat des Benediktinerklosters Alpirsbach. Dieses hob Herzog Ulrich 1534 auf. Die 1287 geweihte Kirche brannte 1799 aus, und heute ist die Ruine der wichtigste Zeuge. 1901 und 1956 wurde das Mauerwerk gesichert.

Zu den ältesten Franziskanerklöstern in Baden-Württemberg gehörte das Kloster in der Reichsstadt *Esslingen*, das R. Uhland bearbeitete. Der Chor der dem hl. Georg geweihten Franziskanerkirche ist noch erhalten. Seine gut proportionierten Bauformen deuten auf das Ende des 13. Jh. Das ältere Langhaus wurde 1840 abgebrochen. Wandgemälde des 14. Jh. und ein Rest von Glasmalereien mit Darstellung der Christusgeschichte waren im Chor, der seit der Aufhebung des

Klosters 1540 als protestantische Pfarrkirche dient. Im nächsten Band der *Alemania Franciscana Antiqua* wird das Wirken der Klarissen, Tertiaren und der Terziarinnen in Esslingen behandelt werden.

Mit den Beiträgen wird unsere Kenntnis der mittelalterlichen Klöster in Baden-Württemberg wesentlich bereichert. Welche Anstrengungen noch notwendig sind, um die weißen Flecken auf der Karte der Klosterlandschaft auszufüllen, verdeutlicht die Übersicht am Schluß des Bandes. *H. Huth*

Gottlieb Merkle: Kirchenbau im Wandel

Die Grundlagen des Kirchenbaus im 20. Jahrhundert und seine Entwicklung in der Diözese Rottenburg.

285 Seiten, 243 Abbildungen, Verzeichnisse und Literaturangaben.

Schwabenverlag, Ruit bei Stuttgart, 1973

Gottlieb Merkle, Professor für kirchliche Kunstgeschichte an der Universität Tübingen, Leiter des Diözesanmuseums in Rottenburg, hat mit dieser ebenso fundierten wie vorbildlichen Arbeit zugleich eine anschauliche Dokumentation über den zeitgenössischen Kirchenbau in der Diözese erbracht und eine spürbare Lücke in der Literatur zur kirchlichen Architektur im 20. Jahrhundert geschlossen.

Nicht erst der 2. Weltkrieg, sondern bereits die pastoralen Belange nach dem 1. Weltkrieg machten eine Neubestimmung im Kirchenbau notwendig, deren Grundlagen in der Liturgiereform der 20er Jahre und in der nachkonziliaren Zeit in unserer Gegenwart zu suchen sind.

Der erste Teil behandelt die Grundlagen des Kirchenbaus im 20. Jahrhundert, wobei die Wandlungen des Liturgischen und des Sakralen ebenso wie die Frage nach den liturgischen Orten und der aus der Gegenwart erwachsenden Probleme, z. B. variabler Kirchenräume, aufgezeigt werden.

Den stilbildenden Bauten und ihren vorrangigen Architekten, wie Cades, Herkommer und Schilling, ist der zweite Teil gewidmet.

Nach der Zeit der unfreiwilligen Stagnation während des 2. Weltkrieges stellte sich der Seelsorge erneut die Aufgabe, für ihre Belange geeignete Kirchenbauten zu konzipieren. Hier wurden Lösungen gefunden, die z. T. aus finanziellen Gründen Notkirchen zeitigten, die sich auch der neuen Fertigbauweise bedienten oder auf alte Vorbilder zurückgriffen oder nach neuen Gestaltungsformen suchten. Die Zeit nach dem Konzil machte neue Aspekte notwendig, die sich ebenso auf alle Elemente des Baus

wie auf die Innengestaltung nachhaltig und prägend auswirkten.

Ein reichhaltiger Anhang und ein Literaturverzeichnis schließen sich an. Der dritte Teil enthält die Pläne und Abbildungen. Der vierte Teil mit verschiedenen Verzeichnissen rundet das Buch ab.

Wenn sich auch chronologisch etwa drei „Stilepochen“ abzeichnen, so fällt es doch dem Zeitgenossen nicht leicht, in den Bauten eine kontinuierliche Entwicklung bei Betrachtung des Bildmaterials abzulesen. Das liegt weniger an den wechselnden pastoral-liturgischen Erfordernissen, welche der Entwicklung des Kirchenbaus ihren Stempel aufdrückten, als an der noch nicht erkennbaren geschlossenen Entwicklung der Architektur an sich und an ihren Qualitätsschwankungen. „Stilepochen“ sind hier mehr aus der jeweils verschiedenen Zeitsituation und ihren theologischen Notwendigkeiten zu erkennen. Eine stil- und baugeschichtliche Entwicklung scheint durch die naturgemäß ungleiche Qualität der Architekten vorerst kaum möglich zu sein – die spätere Einordnung in den Gesamtrahmen europäischer Kirchenarchitektur würde erst ein geschlossenes Bild der Entwicklung und eine gerechte wie adäquate Bewertung dieses Ausschnitts ermöglichen; dazu fehlt uns aber noch der genügende zeitliche Abstand. Es versteht sich aber, daß in der Dokumentation alle Beispiele und Qualitätsgrade gleichberechtigt nebeneinander erscheinen.

Merkles Buch ist nicht nur eine empfehlenswerte Lektüre für jeden, der Information und Entwicklungsgang der Kirchenarchitektur in der Diözese Rottenburg sucht, sondern auch ein wesentlicher Baustein für eine kommende Gesamtgeschichte des katholischen Kirchenbaus in Deutschland bzw. in Westeuropa.

Es war dem Verfasser leider nicht mehr vergönnt, den Erfolg und das Echo seines Buchs mitzerleben. Professor Merkle starb in Ausübung seines Berufs als Kunsthistoriker bei Aufnahmen in der Kirche zu Schleensee am 24. Februar dieses Jahres. Sein Leben – eine vollkommene Einheit

von Glauben, Verkündigung, Seelsorge und Kunst – erfüllte sich. Der Rezensent nimmt Abschied von einem verdienstvollen Manne und ehrt sein Andenken: er hat ihm für vieles zu danken. *C. G. Herzog zu Mecklenburg*

Quellennachweis für die Abbildungen

(Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Prof. H. Schilli, Freiburg 26–30; Württ. Landesbibliothek, Stuttgart 40; LDA-Stuttgart Titelbild (Foto Sauer), 4–25; LDA-Tübingen 32–39, 42–45

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

B. Cichy, Echterdingen 3; LDA-Tübingen 41, 45

DIE DIENSTSTELLEN

des

LANDESDENKMALAMTES

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes sind:

ZENTRALSTELLE STUTTGART

– Amtsleitung und Verwaltung –

(zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3
Telefon (07 11) 2 02/52 73

Archäologie des Mittelalters

7000 Stuttgart 1 · Teckstraße 56
Telefon (07 11) 28 01 01/ App. 64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Schillerplatz 1
Telefon (07 11) 24 93/2 94

Volkskunde (Württ. Landesstelle)

7000 Stuttgart 1 · Alexanderstraße 9 A
Telefon (07 11) 2 02/52 90

AUSSENSTELLE FREIBURG

(zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Colombistraße 4 · Telefon (07 61) 3 19 39

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Adelhauserstraße 33
Telefon (07 61) 3 27 19

Volkskunde (Badische Landesstelle)

7800 Freiburg i. Br. · Schwaighofstraße 13
Telefon (07 61) 7 40 11

AUSSENSTELLE KARLSRUHE

(zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung und sämtliche Abteilungen

7500 Karlsruhe · Karlstraße 47 · Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

AUSSENSTELLE TÜBINGEN

(zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7401 Bebenhausen · Hauptstraße 50
Telefon (07 14 22) 6 20 11 und 6 20 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege) und Archäologie des Mittelalters

7400 Tübingen · Schloß/Fünfeckturm
Telefon (07 14 22) 2 29 90

E 6594 FX

**DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG**

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg
7000 Stuttgart 1, Eugenstraße 3
4/1974 3. Jahrgang Okt.-Dez. 1974

BUCHVERÖFFENTLICHUNGEN DES LANDESDENKMALAMTES

Denkmalpflege ist nicht einfach Kunstpflege. Selbst dort, wo sie vordergründig solche Kunstpflege betreibt, bleibt sie in mannigfacher Weise der Wissenschaft verbunden. Geht doch die praktische Pflege der Kulturdenkmale allemal aus von Erkenntnissen, die von den Kunstwissenschaften, aber auch von den Natur- und einigen benachbarten Hilfswissenschaften erarbeitet wurden und unerläßliches Rüstzeug einer tauglichen Denkmalpflege sind. Zum anderen stellt diese durch Betreuung und Bewahrung der Kulturdenkmale nicht nur das unabdingbare Material sicher für Arbeit und Forschung vorab der Kunstwissenschaften, sondern sie wird durch ihre Tätigkeit unmittelbar an den Objekten oft genug selbst zur Grundlagenforschung. Dies vor allem in den Disziplinen, die bei ihrem konservatorischen Bemühen in unerforschtes Neuland eindringen müssen: die Bodendenkmalpflege und die Archäologie des Mittelalters.

Mit „Forschungen und Berichten“ legt das Landesdenkmalamt in Buchform Zeugnis ab über den wissenschaftlichen Ertrag auf dieser Seite seiner Tätigkeit. Die Arbeit auf anderen Aufgabengebieten und ihre Ergebnisse werden vorgestellt durch reich bebilderte, regional ausgerichtete Kunst- und Denkmalinventare, durch monographische Abhandlungen zu Einzelobjekten oder begrenzten Themenbereichen und durch Fundberichte.

Es sind unter anderem erschienen:

PETER BREITLING u. a.

**TÜBINGEN
ERHALTENDE ERNEUERUNG EINES
STADTKERNS**

Band 1

Forschungen und Berichte zur Bau- und
Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
94 Seiten Text · 30 Abbildungen · 56 mehrfarbige
Karten · Ganzleinen

Deutscher Kunstverlag (Kommissionsverlag)
München 1971

*

RIENHARD LIESKE

**PROTESTANTISCHE FRÖMMIGKEIT
IM SPIEGEL DER KIRCHLICHEN KUNST
DES HERZOGTUMS WÜRTTEMBERG**

Band 2

Forschungen und Berichte zur Bau- und
Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
272 Seiten Text · 52 Seiten Abbildungen · Ganzleinen

Deutscher Kunstverlag (Kommissionsverlag)
München 1973

*

**STADTKERN ROTTWEIL
BEWAHRENDE ERNEUERUNG
VON STRUKTUR, FUNKTION UND GESTALT**

Band 3

Forschungen und Berichte zur Bau- und
Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
240 Seiten mit zahlreichen, z. T. mehrfarbigen Plänen

Deutscher Kunstverlag (Kommissionsverlag)
München 1973

*

HEINZ ALTHÖFER · ROLF E. STRAUB
ERNST WILLEMSSEN

**BEITRÄGE ZUR UNTERSUCHUNG
UND KONSERVIERUNG
MITTELALTERLICHER KUNSTWERKE**

Band 4

Forschungen und Berichte zur Bau- und
Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
152 Seiten mit 5 Farbtafeln und zahlreichen
Schwarz-Weiß-Abbildungen · Ganzleinen

Deutscher Kunstverlag (Kommissionsverlag)
München 1974

*

ROLF DEHN

**DIE URNENFELDERKULTUR IN
NORDWÜRTTEMBERG**

Band 1

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte
in Baden-Württemberg

135 Seiten Text · 35 Bildtafeln · Ganzleinen
Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag)
Stuttgart 1972

*

EDUARD M. NEUFFER

**DER REIHENGRÄBERFRIEDHOF
VON DONZDORF**

Band 2

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte
in Baden-Württemberg

131 Seiten Text · 35 Bildtafeln · Ganzleinen
Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag)
Stuttgart 1972